Rio Grande do Sul

oder

Neudeutschland

von

Dr. F. Epp.

Mannheim.
Verlag von Franz Bender.
1864.

Dem deutschen Volke.

Tausende unsrer Landgenossen ziehen über das Meer, hunderttausende folgen ihnen und Millionen haben schon den heimathlichen Boden verlassen, um in der Ferne eine neue Heimath zu finden. Die Deutschen sind als Ideologen bekannt und je weniger die stattlichen Verhältnisse Deutschlands dem Ideal entsprechen, desto eher erwarten unsre Auswanderer in dem neuen Lande, wohin sie ziehen, das Ideal von einem Staate, wie er sein soll, verwirklicht zu finden. Wo aber haben sie bis heute ein zweites Deutschland gefunden, welches ihnen das erste so ganz ersetzt hätte? Wo liegt das Land der Verheißung für unsre davonziehenden Landgenossen!

Auch mich trieb die Hoffnung: ein Land zu finden, das solchen Erwartungen entspräche, in die Ferne — und ich darf sagen, daß ich die Welt mit offnem Auge angesehen habe. Die Continente der alten und neuen Welt habe ich selbst besucht und glaube berechtigt zu sein, den Namen Neudeutschland jenem Lande beilegen zu dürfen, welches ein neues Vaterland, ein zweites Deutschland zu werden verspricht. Ein solches Land umfaßt die Gegenden von den Quellen des Uruguay bis zu dem Parana und von diesem bis zu der Mündung des Platastromes. Dort werden Millionen Europamüder Menschen eine neue Heimath finden, dort ist ein Land der Zukunft für alle Deutschen vom Rhein bis zur Oder, von dem Belte bis zu den Alpen. Dort wird das alte Deutschland verjüngt und herrlicher den je zuvor seine Auferstehung feiern.

Der Kern, aus welchem dies neue Deutschland hervorwachsen soll, ist schon vorhanden: die südliche Provinz des Kaiserreiches Brasilien, ein Land, in welchem heute schon 50,000 Deutsche in fröhlichem Gedeihen leben und deutsche Art und Sitte sich geltend macht: ein Land, in welchem ein milder Himmel, ein gesundes Klima, ein fruchtbarer, unerschöpflich ergiebiger Boden, der im Ankauf bis daher noch zehnmal billiger ist, als in den Platastaaten, eine liberale Staatsverfassung, deren humane Gesetze Sicherheit der Person und des Eigenthums gewährleisten, und auch dem Fremden, welcher sich bleibend hier niederläßt, das Staatsbürgerrecht ohne weitere Hemmnisse zuerkennen, die Entwicklung und das Gedeihen seiner Bewohner befördert. Wenn ich diesem Lande das Wort rede, so hoffe ich Alle, welche zur Einwanderung in dasselbe hierdurch sich bestimmen lassen, nicht in Knechtschaft und Elend, sondern zur Freiheit und Selbstständigkeit, zu Glück und Wohlstand zu führen.

Unvorhergesehene Umstände haben die Herausgabe dieser ersten Auflage etwas verzögert. Die Kürze der Zeit, welche mir hierzu frei blieb, verpflichtet mich, auch den Inhalt des Buches abzukürzen; doch hoffe ich, daß er die Theilnahme meiner Landgenossen in der Art erwecken möge, um bald eine neue Auflage nöthig zu machen, bei welcher ich besonders in statistischer Hinsicht auf den fraglichen Gegenstand erschöpfender eingehen werde. Gerne bin ich indeß erbötig, Allen, welche nähere Auskunft über dieses Land, sowie über die Reisegelegenheit dahin wünschen, solche zu geben, wenn sie in portofreien Briefen an mich (Friedrichstraße 12 in Heidelberg) sich wenden wollen.

Dr. F. Epp.

Einleitung.

Brasilien ist ein constitutionelles Kaiserreich mit dem Kaiser Don Petro II. an der Spitze, dessen älteste Tochter, da die zwei kaiserlichen Prinzen früh verstorben sind, die Anwartschaft auf den Thron hat.

Seiner Constitution gemäß wird das Land durch einen Reichstag regiert, dem die Minister verantwortlich sind, während der Kaiser unverantwortlich ist.

Die zwanzig Provinzen, welche das Kaiserreich bilden, senden jede ihre Deputirten auf den Reichstag, welcher vom 3. Mai bis 7. September seine Sitzungen hält, Gelder verwilligt oder verweigert.

Der Reichstag: Assemblea geral legislative besteht aus zwei Kammern, der der Deputirten und der der Senatoren.

Die Deputirten werden auf 4 Jahre gewählt und erhalten Diäten und Reisegelder. Die Senatoren werden auf Lebenszeiten gewählt und von dem Kaiser bestätigt. Sie erhalten einen Jahresgehalt. Jeder freie Brasilianer, er mag eine Abstammung haben, welche er will, kann Deputirter und Senator werden.

Die Minister werden meistens aus Mitgliedern des Reichstages vom Kaiser erkoren und bestätigt. Sie üben die executive Macht aus.

Jede Provinz hat auch ihre eigene Regierung. Anstatt des Kaisers steht an der Spitze einer solchen ein Präsident, der von dem Ministerium ernannt wird. Dieser hat auch eine Art Ministerium um sich, und den Landtag: assemblea provincial, in welchen jeder Distrikt seine Deputirten schickt, welche aber nur in *einer* Kammer sitzen.

Das Land hat ein Zelfgovernement. Alle Stellen von Polizeibeamten — außer dem Chef derselben — werden von solchen Bürgern versehen, welche von ihren Mitbürgern hierzu gewählt werden.

Gemeinden, welche einen ganzen District repräsentiren, wählen sich in voller Freiheit ihre Vertreter.

Die Friedensrichter und die Substitute der untern Richter werden von dem Volke gewählt. Die höhern Richter aber werden von der Reichsregierung ernannt.

Sobald ein Fremder erklärt, im Lande sich bleibend niederzulassen und das Staatsbürgerrecht erwerben zu wollen, gewährt dieses ihm dieselben Vortheile, wie den geborenen Brasilianern und erhält er es ohne weitern Anstand.
gewährt dieses ihm dieselben Vortheile wie den gebornen

Der Fremde thut wohl, sich sobald als möglich mit dem brasilianischen Gelde, mit dem Maaß und Gewicht bekannt zu machen.

Brasilianische Münze.

Der Real ist in der Einheit nicht in Umlauf, in der Mehrheit als Reis.

10 Reis = meio vintem, halben Vintem.
20 „ = ein Vintem.
40 „ = zwei Vintem.
Ein Vintem = zwei Kreuzer.

Silbermünzen.

1	Tostaô (Tostong)	= 100 Reis	=	$2^1/_2$ Sgr.	
2	Patacca	= 320 „	=	8	„
3	Aucado	= 400 „	=	10	„
4	Milreis	= 1000 „	=	25	„
5	Pataeaô (Patakom)	= 6 Patakan		48	„

Goldmünzen.

1 Zehnmilreis (dezmil) = 250 Sgr. = 8 Thlr.
2 Zwanzigmilreis (vintemil) = 500 Sgr. = 16 Thlr. 20 Sgr.
3 Unze Gold (onças) = 16 pataeaôs = 768 Sgr. = 25 Thlr. 20 Sgr.

Papiergeld.

Banknoten zu 1, 2, 5, 10, 50, 100, 200, 500 und 1000 Milreis.

Das Zeichen des Milreis ist $.

Ein Conto de Reis = 1000 Milreis ist das Zeichen:

Gewicht.

Der Quintal = 4 Arrobas.

1 Arroba	=	22 Pfd. (libras).
1 Libra	=	16 onças (Unzen).
1 onça	=	8 oitaval (Grammen).
1 bras. Pfd.	=	9522 holl. Unze.
100 id. id.	=	91795 Zollpfund.

Gold- und Silbergewicht.

1 Aratel = 2 Mark = 16 Unzen = 128 Octaven = 284 Scrupel = 9216 Gran = 31 Loth = Quentchen preuß. = 28 Loth $3^3/_4$ Quentchen österr. = 454 Grammen. $9549^2/_3$ holl. Aß.

Maaß.

Ein Grad = 18 Legoas. 1 Legoa = 3000 Braças.
1 Braça (Klafter) = 10 Palmos (Spanne).
1 Palmo = pollegadas (Zoll).
1 Vara = 5 Palmos 1 Covado (brabander Elle) = 3 Palmos = 1 Pe (Schuh) = 12 Pollegado (Zoll).
1 = Pollegadas = 12 Linhas. Linha = 12 Pontos (Punkte).
1 = Braçe 6′7,02″ Wiener Maaß.

Flächenmaaß.

3 [] Brassen = 1 preuß. Ruthe.
540 [] Brassen = 1 „ Morgen.

Hohlmaaß für Flüssigkeiten.

1 Tonnel = 2 Pipen. 1 Pipe = 26 Almudas.
1 Almuda = 2 Cantares oder Potas, 1 Pote oder Cantaro.
6 Canadas oder Medidas. 1 Medida = 4 Quartilhos.
1 Medida = 2.375 Quart preuß. oder 2.088 östr. Maaß.

Hohlmaaße der Früchte.

1 Mejo = 15 Fanegas. 1 Fanega = 2 Säcke.
1 Sack = 2 Alqueira = 4 Quartos. 1 Quarto = 4 Selamin.
1 Alqueira = 2218 Kubikzoll = 2/3 östr. Metzen oder 4/5 preuß. Scheffel.

Rio Grande do Sul.

Lage, Größe, Grenzen, Einwohnerzahl, Gebirge, Flüsse, Seen, Erzeugnisse, Pflanzen, Thiere, Bevölkerung, Krankheiten, Kolonisation, Pflanzungen, Wald- und Culturgewächse.

Dieses Land, das wahre Germania nova, welches mit unserm Vaterlande von den Niederungen an der Nordsee bis zu dem Hochlande an der Donau in seiner Bodenbildung einige Aehnlichkeit hat, ist die südlichste Provinz des Kaiserreiches Brasilien und erstreckt sich von dem 28. bis 34. Grad südlicher Breite, indem es im Osten von dem atlantischen Ozean, im Westen von dem majestätischen Strom Uruguay, im Süden von der Republik Montevideo (wie Deutschland von der Schweiz) und im Norden von den brasilianischen Provinzen Parana und Santa Katharina begrenzt wird. Es umfaßt 3000 Quadratmeilen Flächeninhalt mit einer Bevölkerung von 350,000 Seelen, worunter nahe an 50,000 Deutsche.

Das Land ist ein weites Becken, umringt von den Höhenzügen der Serra do Mar oder Geral, der Serra Martinho und dem Grenzgebirge von Monte Video, welches in hügeligen Wellenlinien nach Osten bis zum flachen Meeresstrande sich senkt, wo der durch die zahlreichen Flüsse abgespülte Sand in seiner Haff- und Dünenbildung ein wahres Niederland darstellt.

Granit und bunter Sandstein ist die vorherrschende Bodenformation, doch kommt auch Kalk, Muschelkalk und körniger als Marmor (bei Rio Pardo und Caça Pava) vor. Auch trifft man Schiefer- und Steinkohlenablagerungen (bei S. Jeronimo und Triumfo, auf dem Lande des Arroyo de Comte), Phorphyre, Trachyte und Basalt an. Ferner vortreffliche Thonerden; Erze: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Salze, Silikate (Chalcedon, Achate, Bergkrystall, Amethyst). — Thermen und heilkräftige Mineralquellen sind bis jetzt in diesem Lande noch nicht entdeckt worden. Zahlreiche Flüsse ergießen sich aus dem Hochlande in die beiden Seen: Lagoa dos Patos und Lagoa Mirim, welche durch den Rio Gonçalo unter sich und durch den Rio Grande mit dem südatlantischen Ozean in Verbindung stehen. Als Grenzfluß strömt der Uruguay nördlich und westlich um die Provinz und ist viele hundert Meilen weit befahrbar.

Der Rio Jacuhy ist nach seiner Aufnahme des Rio Taquary auch für Schooner befahrbar — und erhält in der Nähe von Porto Alegre, nachdem der Cahy und Rio dos Sinos sich in denselben ergossen, den Namen Guaiba, als solcher ist er ein Süßwassersee, der bei dem Vorgebirge Itapoam breiter und salzig wird und von hier den Namen Lagoa dos Patos: Entensee führt. Der Rio Camacuam kommt aus dem Hochlande von Lavras, dem erz- und marmorreichen Gebirge und fließt in die Lagoa dos Patos.

Der Piratinim ist kleiner und hat den Ausfluß in die Lagoa Mirim.

Der Fluß von Jaguaraô entspringt in dem Grenzgebirge von Monte Video und ergießt sich in den Lagoa Mirim (kleinen See).

Der Wasserreichthum ist für die Zukunft des Landes von großer Bedeutung. Die Versandung längs der Küste und an der Mündung des Rio Grande, sowie die Fahr-

straße in beiden großen Seen scheint eine einmal zahlreicher und betriebsamer als die gegenwärtige gewordene Bevölkerung herauszufordern, durch Menschenfleiß und Menschenkräfte aus dem Küstensaum ein zweites Niederland zu schaffen; durch Anlage von Wehren und Dämmen neues Land und breite Fahrstraßen für die Schifffahrt zu gewinnen. Daß letztere auf den schönen Flüssen und Seen noch nicht so ist, wie sie sein könnte, hat seinen Grund in der Trägheit des Brasilianers, in der Habsucht jener Unternehmer, welchen man mit Aufopferung großer Geldsummen die Reinigung und Schiffbarmachung der Flüsse anvertraut hat, die aber nur darauf bedacht sind, mit dem Gelde ihren Beutel zu füllen.

Erzeugnisse.

Bezeichnend für dieses Land ist die von den Tropen in die gemäßigte Zone hineinragende Vegetation, deren Grenze die Palme und Pinie vertritt. Die Palme ist hier zwar keine Kokos, keine Areng, kein Sagus, sondern die Buritipalme: eine Mauritia mit unten dünnem, in der Mitte dickern Stamm, der einen spärlichen Blattwedel trägt; ebenso bedeckt der kleinste Repräsentant einer Palme, die Butia, in einigen Landestheilen in tausenden von stammlosen Exemplaren den Boden, deren Blüthen und Früchte der Kokos ähnlich, aber nur haselnußgroß sind. Die Essigbutia auf St. Katharina ist eine hochstämmige Palme von 6 — 9 Fuß. An sie reihen sich die Baumfaren mit ihren schöngefiederten Blättern, sowie die Dalrydien und andere ähnliche Formen. Der Bambus vermehrt die Mannichfaltigkeit des Baumschlages, welche längs den Ufern der herrlichen Ströme das Auge des Reisenden entzückt. Freilich erreicht er weder die Größe noch die Güte der ostindischen Bambusarten. Wer beschreibt die prangenden Blüthen der

Labiaten, Convolvulusarten, der Acanthaceen, Scrophularineen, Onagrideen und Fuchsien? — Die Melastomen, die riesigen mit eßbaren Früchten überladenen Cactus, die Rubiaceen, die Loranthaceen, die herba de Passarinho, diese Schmarotzer, welche schlangenartig Stämme und Aeste der Goldorangen umschlingen, und in verderblicher Umarmung tödten; und sie wuchern nicht etwa an kranken Bäumen, sondern an gesunden, indem der Vogel, der ihre Früchte verzehrt, den Schnabel daran abwetzt und den klebrigen Kern abwischt, der sofort Würzelchen treibt, die am Baume schnell emporwuchern und ihn wie mit tausend Polypenarmen umfassen, erdrücken und ersticken. Die Mimosen, Akazien und Jukas, die Bauhinien, Bignonien und Myrtaceen, die Laurineen! — Das zahllose Heer der Syngenesisten bedeckt die Campos und erfüllt die Luft mit seinen Wohlgerüchen Millionen Bienen und Insecten schweben darüber. Solaneen und Bromeliaceen kommen allenthalben vor, von den letztern trägt die Ananas gravata eine Fruchttraube mit gelben zwetschgengroßen Beeren, deren faserige Hülle ein wohlschmeckendes (Stachelbeer ähnliches) Fleisch umschließt. Orchideen, Iris- und Amarillisarten prunken in der Pracht ihrer Blüthen. Die blauen Blumen und grünen Blätter der Pontederien bedecken hin und wieder den Wasserspiegel der Seen und Flüsse. Die Malvaceen und die Euphorbiaceen erheben sich zur Baumform. Die Begonien und Violen erfreuen uns; die Oxalisarten bedecken den Boden der Wälder.

In der neuen Welt dominirt das Pflanzenreich über das der Thiere.

Dieser Ausspruch ist hinsichtlich der höhern Thierklassen in der That begründet, denn spärlich sind die Säugethiere vertreten. Die Anta oder der Tapir ist das größte. Zwischen Schwein und Elephant in der Mitte stehend, erreicht der Tapir die Größe

eines Rindes. Sein Fleisch und Fett wird sehr geschätzt. Ebenso liefert das Wildschwein, das hier zahlreich vorkommt, einen guten Braten; von dem Peckari wird zu diesem, sobald es todt ist, die Rückendrüse ausgeschnitten. Weniger geachtet ist das Fleisch des Rothwildes. Das Reh mit seinem niedergebogenen Hals, langestrecktem Kopf und niedergedrückter Stirn sieht unedler aus als das europäische. Die Nage- und Gürtelthiere sind in der Wildniß nicht selten, ebenso der Ameisenbär. Die Hausthiere stammen aus Europa. Weder das Pferd noch das Rind erreichen die Schönheit ihrer spanischen Stammeltern. Auf dem Gebirge (der Serra) gedeihen sie besser als im Flachlande. Ebenso die Schafe, Ziegen und Schweine. Die besseren Grasarten und das mehr gemäßigte Klima der Platastaaten erzeugen bessere Heerden, das Fleisch ist dort kräftiger, selbst die Häute sind dauerhafter. Die Viehzucht wird hier aber nur nachlässig betrieben. In dem Revolutionskrieg vom Jahre 1835 bis 1846 wurden hunderttausende Rinder und Pferde von den Helden jener Periode nutzlos niedergemetzelt und verstümmelt. Erst jetzt erholt sich das Land von jenem Schlage.

Der gefährlichste Feind der Hausthiere ist der amerikanische Tiger: die Unze oder Jaguar. An Länge dem bengalischen fast gleich, erreicht er nicht die Höhe und ist weder so kühn noch so stark wie sein asiatischer Vetter; aber behender, denn er klettert selbst auf Bäume. Er kommt häufig vor, wie man aus den zahlreichen Fellen erkennt, die in Städten und Weilern als Satteldecken und Vorlagen vor den Betten benützt werden. In der Zeichnung dieses Felles gleicht das Thier mehr dem Leoparden als dem Tiger. Er ist wohl genährt, läßt sich zähmen und spielt wie eine Katze. Ein muthiger Mensch ist im Stande ihn mit seinem Blick zu fasciniren und scheu drückt er sich weg, wie dieser vorgeht. Aber wehe dem Furchtsamen, der vor ihm flieht!

Kleiner und weniger gefährlich als die Unze ist der amerikanische Löwe: felis concolor. Die kleinern Tiger-Katzen sind nur dem Geflügel gefährlich, während erstere sich an Kälber, Füllen, Schafe, Ziegen, Schweine und Hunde wagen. Wölfe und Füchse sind kleiner als die europäischen.

Die Otter (Lutra) wird ihres Felles wegen geschätzt und gejagt. Marder, Jltisse und wilde Katzen kommen auch vor, ebenso das Stinkthier. Die Nage- und Gürtelthiere (Tatu) werden seltener gejagd und gegessen; wohl aber die Affen. Es sind Winkelschwänze oder Meerkatzen. Der Brüllaffe ist wegen seines Geschreis so unausstehlich wie der Papagay, welcher den Colonisten in ihren Maisfeldern so vielen Schaden thut.

Zahlreich sind die Vögel. Die Drosseln und Staare, Kolibri und Schwalben. Tanagra, Jcterus und Chasmarhynchus. Die Raubvögel; die Geier, besonders der Carthartes atratus; — wo das Aas ist, versammeln sich die Geier. Bei den großen Schlachtereien sieht man sie oft zu Tausenden. Groß wie Truthähne laufen sie dort zwischen dem Geflügel und Schweinen umher und mästen sich an den Fleischresten. Falken und Habichte sind ebenfalls häufig. Der Karakara, Circaëtus brasiliensis, läßt sich ziemlich nahe kommen und ist sehr häufig in den Campos. Ebenso der Kibitz oder Quero-Quero, der uns durch sein Geschrei molestirt. Die Reiher, Schnepfen, Sumpf- und Wasservögel sind an den Flüssen und Seen zahlreich. Die Mycterien gleichen unsern Storchen, sind aber stärker. Eisvögel, Möven, Schwäne, Gänse und Enten an den Seen. Zuletzt sei der amerikanische Strauß, Ema, (Rea am.) erwähnt, der wie der Kasuar der Molukken ein gefräßiges Thier ist und den Uebergang zu den hühnerartigen Vögeln bildet, die hier auch häufig angetroffen werden. Der Jacutinga, groß wie ein Welschhahn, ist das geschätzteste Vogelwild aus dem

Hühnergeschlecht, dann ein Rebhuhn von der Größe eines Perlhuhnes, ein kleineres und eine Wachtel.

Die Amphibien sind zahlreich. Der Alligator oder das brasilianische kleine Krokodil, große Eidechsen, Leguane und Schlangen trifft man nur in den heißen Monaten häufig. Ebenso Kröten und Frösche. Am gefürchtetsten unter den Schlangen ist die Jararaça, doch kommen Schlangenbisse selten vor.

Das Meer, die Seen und Flüsse sind fischreich. Die Fischerei könnte aber lebhafter betrieben werden. Bei dem Ueberfluß an Fleisch von Säugethieren ist aber der Fisch nicht sehr gesucht. An Mollusken, Crustaceen und Schalenthieren ist kein Mangel. Von Insekten sind nur die Ameisen und Bienen zu nennen, weil sie auf die Landwirthschaft influiren, indem erstere den Boden aufwühlen und organische Stoffe verzehren, letztere Wachs und Honig liefern. Die Einfuhr europäischer Bienen hatte in den ersten zehn Jahren einen außerordentlichen Erfolg; dann gingen viele Bienenstände wieder ein. Muskiten und Fliegen sind hin und wieder eine große Plage. Ebenso die Sandflöhe.

Von Würmern interessiren uns zunächst die Eingeweidewürmer, der Bandwurm und die Askariden, welche sehr häufig vorkommen, nicht allein bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen.

Bevölkerung.

Die Einwohner, welche Spanier und Portugiesen bei ihrem Eindringen in dieses Land antrafen, gehörten zu dem Stamme der Charruas und Guarani, sind heute nur noch in wenigen Individuen vorhanden. Den Jesuiten in ihren Missionen am Urugnay, wo heute noch die massiven Reste von Tempeln und Säulenhallen stehen, gelang es, mehr als hunderttausend für das Christenthum und die Civili-

sation zu gewinnen. Aber mit der Aufhebung des Ordens gingen auch diese Missionen ihrer Auflösung entgegen und die Bevölkerung ist in jenen Gegenden auf ein Minimum herabgesunken. Die Bugres, welche bis vor wenig Jahren den deutschen Kolonien durch ihre Raub- und Mordanfälle sich so furchtbar gemacht haben, gehörten jenen Stämmen theilweise an, sind aber heute spurlos verschwunden; einige Reste ausgenommen, die seßhaft geworden sind und einer, wenn auch sehr geringen Civilisation sich zugewendet haben. Mischlinge von Indianern sowohl mit Negern, als mit Europäern gibt es viele und manche von diesen befinden sich in guten Vermögensverhältnissen. Portugiesen und Spanier haben alle Charaktereigenthümlichkeiten ihrer Nationalität mit herüber gebracht, welche wir an den Brasilianern wahrnehmen und diese wurden durch den leichten Erwerb und die Freiheit, welche sie hier fanden, zu dem ausgebildet, was sie heute sind. In den Städten kann man ihnen eine Freiheit und Gewandtheit des Benehmens nicht absprechen — und auch dem Bewohner des Campos ist bei aller Freiheit und Natürlichkeit eine gewisse Urbanität eigen; sie sind offenherzig, gastfrei, chevaleresk, patriotisch, aber auch indolent, ja nonchalent, vielversprechend und wenig haltend. In den Städten findet man nur zu oft eine degenerirte Raçe, welche die Spuren der Demoralisation an sich trägt. Auf dem Lande sind zwar große starke Menschen nicht selten; aber auch hier hat die Lustseuche so manche Generation vergiftet, welche die Spuren des inveterirten oder angeerbten Uebels an sich trägt. Die Leute sprechen über diese ihre krankhaften Zustände ganz offen und ungescheut sich aus, was dem Fremden, besonders dem Nordländer, unangenehm auffällt.

Das Land ist frei von endemischen Krankheiten; doch kommen mit dem Wechsel der Jahreszeiten hin und wieder

Pocken, Masern, Scharlach und Rötheln vor. Die Vaccine läßt viel zu wünschen übrig. Das Klima wird als ein gesundes gepriesen; auch findet man sehr alte Leute, welche dies zu bestätigen scheinen. So lernte ich eine 90jährige Frau zu Taquari kennen, die an Munterkeit einer 60jährigen gleichkam. Auch lebt dort der Musikus Miranda, ein hoher schlanker Mann mit weißem Haar und blauen Augen, der in seinem 75. Jahr noch tanzt, Sprünge und Bücklinge macht wie ein Jüngling. Leute, die an hundert Jahre und darüber alt sind, trifft man hier öfter als in einem andern Lande. Die mäßige Lebensart, der Aufenthalt in einer gesunden und frischen Luft mag die Hauptursache von dieser Langlebigkeit der Menschen sein.

Bei den Europäern und ihren Nachkommen, besonders den deutschen Kolonisten ist die Bleichsucht, hier Mal da Terre genannt, verbreitet. Man glaubt die Ursache in dem wärmeren Klima, (wie auch der Mangel an Pigment in mehreren Früchten, — das Hervorwachsen von Haaren statt der Wolle bei Schafen in den Tropgegenden zu beweisen scheint), in der frischen Rodung des Waldbodens, in dem Niederschlag der Waldvegetation und der Zersetzung so vieler vegetabilischer Reste, in der Feuchtigkeit des Bodens in den Häusern, des unzureichenden Schutzes in denselben gegen den Temperaturwechsel, des Badens der Füße in kaltem Wasser zu finden. Die Insibidät der Nahrungsmittel, besonders der viel Stärkmehl haltigen Aroideen, Caladium- und Maniokarten, welche auch die hier so allgemein verbreitete Wurmkrankheit (Helminthiasis) begünstigt (Taenia und Askariden kommen bei Kindern und Erwachsenen vor) mag dazu mitwirken. Die Einwirkung von Miasmen hat eine unvollkommene Blutbildung zur Folge, woraus Herzneurose, Atrophie mit Dilatation, zuletzt Oedem und Wassersucht hervorgehen kann. Auffallend ist bei diesen Chlorotischen der Hang zum Erde essen.

Für eine Folge des starken Fleischgenusses halte ich die besonders in der heißen Jahreszeit vorkommende Neigung zur Furunkelbildung, die oft in der bösartigen Form des Carbunkels auftritt und nur durch eine streng regulirte Diät zur Heilung kommt. Ebenso wie in der Capcolonie bemerkt man eine Neigung zu Scirrhus und Carcinoma. Viele Personen leiden an Hydrocele und Hernien. Lepraformen habe ich nur bei Negern beobachtet. Europäische Kinder werden oft von hartnäckigen Ausschlagskrankheiten befallen, die nur langsam zur Heilung gelangen und nicht unterdrückt werden dürfen.

Kolonisation.

Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung des Rio Grandenser Landwirths, Ackerbau dagegen wird von dem eingewanderten deutschen Kolonisten mit Vorliebe betrieben. Gewiß wird letzterer auch in nicht gar ferner Zukunft vorherrschend werden und eine weit zahlreichere Bevölkerung als die gegenwärtige wird den fruchtbaren Boden dieses Landes in reiche fruchttragende Felder umwandeln.

Dem Kolonisten ist es sehr nützlich, wenn er sich mit den Holzarten des Waldes bekannt macht. Wir haben bei den Erzeugnissen des Landes schon einige Pflanzen namhaft gemacht und wollen hier noch die vornehmsten Nutzhölzer erwähnen.

Von den Palmen wird die Kohlpalme palmitto icara am häufigsten gebraucht. Sie läßt sich leicht der Länge nach spalten und liefert gutes Material zum Dachdecken in Latten und Hohlkehlen.

Viel gebraucht wird auch das Holz der brasilianischen Fichte, obgleich es von geringer Güte und Dauerhaftigkeit ist. Der Wald von Taquary liefert durch seine Pinheiros Bretter und Balken für die ganze Provinz.

Die Ceder ist hier kein Nadelholz, trägt also mit Unrecht diesen Namen, liefert das bekannte Holz für die Cigarrenkisten und Bleistifte; läßt sich auch zu Möbeln gut verarbeiten und nimmt eine schöne Politur an. Dieser Baum sollte bei dem Roçeschlagen von den Kolonisten mehr geschont werden, da er ein sehr werthvolles Holz liefert.

Die Canela ist ein gutes Bauholz, die schwarze entwickelt bei dem Verbrennen einen üblen Geruch. Die weiße ist sehr dauerhaft.

Ebenso der Angicabaum mit seinem dunkelrothen Holz.

Von Büchsenmachern geschätzt ist das Schwarzherz oder Cajueira.

Zu Schiffsmasten und Bauholz gesucht ist die Cadriuba wegen der Härte und Dauerhaftigkeit. Die Rinde wird als Gerbestoff benützt. Das Holz liefert gute Potasche.

Ebenso gutes Brenn- als Bauholz liefert in zwei Arten der Carvalho. Louro wird als Schiffbauholz geschätzt, es ist braun und sehr dauerhaft.

Die Araça liefert eine wohlschmeckende Frucht und das graugelbe Holz ist für Tischler, Drechsler und Wagner werthvoll. Die harte schlanke Patinga liefert gute Dachrippen.

Die Peroba liefert gutes Schiffbauholz. Die Hipé liefert das härteste und schwerste Holz, das zu Walzen, Rädern u. s. w. verarbeitet wird.

Die Gamelleira zu Schüsseln und Holzgeschirren.

Die Timbauba, ein schnell und hochwachsender Baum von leichtem festem Holze, aus dem man Canots verfertigt, die Ilex gegongha liefert den Mate.

Die Gerber sammeln die Rinde der Araça caporacea, Timbauba und die Blätter und Zweige der Mangua für Gerberlohe.

Die Cipopflanzen, welche so häufig als Schlingpflanze vorkommt, ist als Bindemittel sehr beliebt und gesucht. Man kennt verschiedene Arten und gebraucht besonders den Cipó matador, cipo d'imbe, cipó liasso. Der Cipó canirana und cipó mithomo wird feingeschnitten mit Branntwein angesetzt und gegen Schlangenbiß gebraucht.

Die Bambus werden ebenfalls häufig benützt.

Alle diese edlen Holzarten werden bei der Anlage von Kolonieen in den vermessenen Pflanzungen niedergeschlagen und verbrannt. Nur spärlich sammelt man von dem großen Vorrath zu weiterem Gebrauch das Nöthige.

Mit dem Fuchs oder Fakon, einem kurzen Hackmesser oder Handbeil schlägt man alles Unterholz und die Schlingpflanzen nieder, letztere besonders deßhalb sorgfältig, weil, wenn sie nicht durchhauen sind, sie dem Baum beim Fallen leicht eine andere gefährliche Richtung geben. Dieses Aufräumen unter den Bäumen nennt man Buschen. Dann werden die Aeste von den Bäumen abgehauen. Man läßt alles während der heißesten Monate durch die Sonne gut austrocknen und steckt dann vor Eintritt der Regenzeit von der Windseite her die Rossa (Rodung) in Brand. Es werden nur die leichtern Holztheile verzehrt. Die Stämme bleiben meistens angebrannt und verkohlt liegen. Geht der Brand nur unvollständig vor sich, so ist die Mühe umsonst.

Auch bei dem Gelingen des Abbrennens muß man doch hie und da Holzhaufen nachbrennen.

Die Asche wird dann ausgebreitet, der Boden aufgehackt, und entweder Bohnen oder Welschkorn und Zuckerrohr gepflanzt, welche vortrefflich gedeihen. Kartoffeln und Mandioka vertragen den frischen Boden nicht.

Gewöhnlich wächst später eine andere als die frühere Waldvegetation auf diesem Boden. Diese neue Vegetation erstickt die Schößlinge, welche aus den Baumstämmchen und

Wurzeln der alten Bäume hervortreiben, so daß diese abstehen und vermodern, was später das Umrotten dieses Bodens erleichtert.

Die Kolonisten pflegen nur so viel Wald zu schlagen, als sie zur Anlage ihres jeweiligen Feldes nöthig haben. Dem frischen Waldboden geben sie wegen seiner größern Fruchtbarkeit den Vorzug für Welschkorn und Zuckerrohr.

Will man das gefällte Holz zum Bauen benützen, so muß man es schlagen, wenn der Mond im letzten Viertel steht, damit es gegen Wurm- und Insectenfraß geschützt bleibe. Wo die Abfuhr des Holzes auf dem Wasser möglich ist, kann man aus dem gefällten Holz einen schönen Ertrag erzielen. Auch die Gewinnung von Potasche ist lohnend. Holzkohlen werden in den Städten ebenfalls gut bezahlt.

Zum Fällen der schweren Bäume eignet sich am besten die amerikanische Axt, deren Handhabung aber einige Uebung erfordert. Brasilianische Taglöhner sind sehr geschickt und fleißig im Holzfällen und verrichten diese Arbeit auf Accord.

Zur Erbauung eines Hauses in der Roça (Rodung) ebnet man einen Platz. Setzt dann an die vier Ecken der projektirten Wohnung vier Baumstämme, die oben eine Gabel haben. In diese Gabeln werden horizontal Palmittenstämme gelegt, die man mit Cipo (der Schlingpflanze) festbindet. Den obern Palmittenstamm, der die Dachfirste bildet, und auf dem die Gabel an zwei höhern Baumstämmen ruht, verbindet man mit den untern durch Palmittenlatten, die von oben nach unten laufen; über diese legt und bindet man schwächere der Quere nach. Die Thür- und Fensterstöcke werden dann eingefügt. Die Zwischenräume des Fachwerkes werden durch schwächere Latten wie Flechtwerk ausgefüllt und dann mit fetter Thonerde oder mit Lehm beschmiert. Das Rohr Urißannas dient zum Dachdecken, auch wildes Gras oder gespaltene Palmittnestämme werden zunächst dazu

verwendet. Noch besser sind Dachschindeln von dem Cabriubabaum, dessen Stamm man in fußlange Klötze schneidet, welche man mit Beil und Keil in zolldicke Bretter spaltet, in deren oberes Ende man ein Loch bohrt, worin man einen Zapfen steckt, an welchem die Schindel auf der Dachlatte eingehängt wird.

Der Fußboden wird häufig nur von festgestampftem Lehm dargestellt. Ebenso der Feuerheerd. Diese Hütte genügt für die erste Zeit, später baut man ein solideres Haus von Balken mit wohlgefügtem Fachwerk oder von Ziegelsteinen mit Kalk.

Man muß nun darauf bedacht sein, für das Vieh etwas Weideland zu gewinnen. Gewöhnlich liefert das Welschkorn die zweckmäßigste Nahrung. Aber man säet auch Winterkorn und Klee ein oder legt später selbst eine Wiese an und sucht von einer guten Grasart für den Winter einen Vorrath von Heu zu gewinnen, sofern man nämlich die Viehzucht auf deutsche Art betreiben und Milch gewinnen will. Die beste einheimische Grasart ist das Capim. c. angola, c. de colonia u. c. melado. Das erste gleicht dem englischen Fioringras, wird 6 Fuß hoch und liebt einen feuchten Boden. Es dauert 3—4 Jahre, wird durch Stöcklinge fortgepflanzt, und kann viermal im Jahr geschnitten werden. Das c. de colonia hat kurze, dichte Halme, wächst gerne wie das vorige, feucht und wird 3 mal geschnitten, pflanzt sich durch Ableger fort und gibt viele gute Milch.

Das Capim melado wächst auf sandigem Boden, hat aber einen üblen Geruch und wird nicht gerne gefressen. Dieses Futter der Capimarten wird auch in den Städten grün verkauft und gut bezahlt, da Pferde und Kühe nur frisches Gras zu erhalten pflegen und als kräftigere Nahrung anstatt Hafer Welschkorn gefüttert wird.

Die Gramma gleicht unserem Wegerich und läßt in

den Boden gesäet, kein anderes Unkraut aufkommen. Das Campgras pflanzt sich selbst fort.

Rio Grande eignet sich auch für den Kleebau, während der Klee in heißeren Ländern nicht recht gedeihen will und ausartet.

Als Culturpflanzen sind nicht nur unsere Getreidearten Futterkräuter, Oel- und Handelspflanzen anzurathen, sondern auch solche, welche in dem Ländergebiet des mittelländischen Meeres vorzukommen pflegen wie die Sesampflanze, der Mohn, die Olive, der Safran, Saflor, die Gummiakazie. Der Ricinnsstrauch, der Sombra de touro liefern Oel. Ebenso die Erdnuß Amendoim, welche gleich Bohnen, in lockern sandigen Boden auf 8 Zoll Distanz gesteckt wird und zweimal gehäufelt werden muß. Sie wird im Februar gesteckt. Das Oel ist davon sehr gut. Farbekräuter gedeihen hier ebenfalls gut. Auch die Maulbeerarten. Bei dem Versuch einer Seidencultur ist aber zu berücksichtigen, daß es damit gehen kann, wie mit der Bienenzucht, nämlich rasche Entwicklung dieser, und dann ein unaufhaltsames Eingehen, wie es auf Java beobachtet wurde. Die Ursache hiervon scheint in dem Acclimatisationsprocesse zu liegen, der sowohl Pflanzen, als Thiere, ja selbst die Menschen in einem ihnen fremden Lande zu degeneriren pflegt. Ein solcher Proceß ist offenbar die Bleichsucht, von der hier eingewanderte und hier geborene Europäer befallen werden, besonders wenn sie scrophulöse Anlage haben.

Rio Grande scheint mir ein für die Cultur des chinesischen Thee's, wie ich dieselbe in Ostindien habe kennen lernen, sehr geeignetes Land zu sein. Doch fehlen hierzu bis heute die arbeitenden Hände.

Ebenso ist es mit der Weincultur. Der Weinstock ist hier einheimisch, aber diese einheimische Rebe liefert keinen guten Wein. Sie wurde auch cultivirt von Leuten, die des Weinbaues unkundig waren.

Ist es doch ein erstes Erforderniß, daß der Boden eines Weinberges drei Fuß tief umgerottet werde, denn die Weinrebe treibt ihre Wurzel tief in den Boden und stößt sie auf harten Grund, so schlagen die Wurzeln zum Nachtheil des Weinstockes über der Erde aus.

Dann darf der Weinstock nicht so schnell aufschießen, sondern muß wiederholt und stark zurückgeschnitten werden.

Man oculire und zweige entweder auf die amerikanische Rebe ausländische Arten, oder pflanze gleich von vornen herein spanische, syrische, Madera-Teneriffa- und Capreben.

Gleichzeitiges Reifwerden der Trauben ist zur Erzeugung eines guten Weines nothwendig und deßhalb eine sorgfältige Auslese derselben vorzunehmen.

Dann verlangt die Kelter, das Faß und der Keller, in welchen der Wein gelagert wird, alle Aufmerksamkeit. Aber weder der Bau der Rebe, noch die Behandlung des Weines hat bis heute den Anforderungen entsprochen, welchen zur Erzeugung eines edlen Weines Genüge geleistet werden muß und nur von kundigen Weinbauern zu erwarten ist.

Gegenwärtig hat man in Folge des nordamerikanischen Krieges und der dadurch verursachten Vertheuerung der Baumwollenwaaren, sowie in Folge der Entwerthung der Landesproducte, der schwarzen Bohnen und des Welschkorns seine Aufmerksamkeit auf die Cultur der Baumwolle gerichtet, welche früher hier betrieben wurde, da die gröbern Kattune zu eigenem Gebrauche im Lande selbst verfertigt worden waren, aber seit der Ueberschwemmung des Landes mit englischen Baumwollenwaaren bei den herabgedrückten Preisen dieser die einheimische Baumwollencultur fast ganz eingegangen war. Bei der letzten traurigen Krisis im Jahre 1863 legte man sich mit Eifer auf die Anpflanzung der Baumwollenstaude. Samen wurde von Nordamerika bezogen und überall im Lande Versuche damit angestellt. Wir glau-

ben, daß die Baumwollencultur allenthalben gelingen und diesem Lande neuen großen Aufschwung verschaffen wird, indem Klima und Boden ganz dazu geschaffen zu sein scheinen. Die brasilianische Baumwolle (algodâo) war von jeher als eine treffliche Sorte bekannt wegen ihrer Länge und Feinheit. Die leichte Anlage und Unterhaltung des Baumwollenstrauchs empfiehlt sie ganz besonders für dieses Land.

Man säet oder steckt die Kerne in Reihen von 6 Fuß Zwischenraum. Sie werden von dem Unkraut rein gehalten, und kann man zwischen die jungen Pflanzen Hackfrüchte stecken. Im sechsten Monat treibt der Strauch schwefelgelbe geruchlose Blüthen, welche in vier Wochen die Kapseln ansetzen. Sind diese reif und schwarz geworden, so springen sie auf und die Baumwolle muß alsbald gesammelt werden.

Der Strauch dauert 4 Jahre und alle 6 Monate kann an ihm geerntet werden. Ein Strauch liefert nach dem ersten Jahre schon 1/4 Pfund Baumwolle. Der Morgen Landes also gegen 300 Pfund, da auf ihm circa 1600 Sträuche stehen, Nach der 7. Ernte rottet man die Pflanzung aus und erzielt eine neue durch Samen.

Zur Reinigung der Baumwolle von den Körnern gebraucht man bei kleiner Anpflanzung die brasilianische einfache, bei größerer Anpflanzung die größere complicirtere nordamerikanische Limpador de algodaô-Maschine, Cotton Gin, in welcher die Baumwolle zwischen zwei gezähnten Walzen durchläuft. Die untere Walze hat Bürsten, welche die an den obern Zähnen noch haftende Baumwolle abstreifen. Die Baumwolle wird bei trockenem Wetter geerntet, die Körner müßen gut reif sein und beim Zerdrücken krachen. Den Samen fressen Schafe und Esel; er liefert auch Oel.

Die Tabakskultur ist in neuerer Zeit sehr ausgebreitet worden. Je sorgfältiger die Tabakspflanze und der eingeheimste Tabak behandelt wird, ein desto besseres Pro-

duct wird man erzielen. Gut ist es, wenn der Kolonist das Cigarrenmachen versteht und seinen Tabak an Ort und Stelle zu verspinnen weiß, denn die Consummtion dieses Artikels im Lande ist bedeutend.

Reise nach Südamerika.

Aus Finsterniß und Kälte
In Licht und Sonnenschein
So fuhren aus der Schelde
Wir nach dem Süd hinein.

Zu Anfang des Jahres 1863 habe ich meine Vaterstadt und meine Lieben verlassen, um über Antwerpen die Reise nach Südamerika zu unternehmen. Westliche Winde, Stürme und Orkane, welche diesen Winter herrschten, haben die Abreise verzögert. Fünf Wochen lang lagen wir in der Mündung der Schelde und empfanden das Unangenehme eines winterlichen Aufenthaltes auf einem so engen Schiffe, denn obgleich der Schiffsbefrachter geschrieben hatte, ich werde mit einem schnellsegelnden, gut gebauten, gekupferten Schiffe 1. Classe die Reise machen, so war dies doch nur ein Schooner und das kann auch nicht anders sein, da in Rio Grande, wohin ich Wein mitnehmen wollte, wegen einer Bank vor diesem Platze nur kleinere Schiffe einlaufen können. Der Schooner hieß „Cornelia", geführt von dem holländischen Schiffer J. P. Teensma, der mit den Steuerleuten und Matrosen zusammen sieben Mann an Bord hatte, nämlich er, der 2. Steuermann und ein Leichtmatrose, sein Bruder, große grobknochigte Friesen; der 1. Steuermann von Drenthe, die Matrosen von Amsterdam und Rotterdam, alle mit blaßblauen Augen und schlichten hellblonden Haaren, welche bei dem Schiffer besonders am Barte in das imper-

tinentblonde übergingen, was — da er ein wenig eitel war — er stets durch Abkneipen desselben zu verbergen suchte. Alle waren noch so jung, daß der Schiffer, obgleich er älter aussah, als 24=jähriger der älteste der Mannschaft war und auch den Titel de oude führte. Er, sein Bruder und der 2. Steuermann waren eifrige Protestanten, die an Sonn= und Festtagen ihre Bittgesänge oder Psalmen in einem so herzrührenden Tone laut absangen, daß unser lieber Gott sie unfehlbar erhören mußte, da selbst der Böse nicht lange so sich ansingen lassen konnte, ohne aus der Haut zu fahren. Der religiöse Anstrich hielt sie aber nicht ab, daß sie oft genug der rohen Natur den Zügel schießen ließen. Die Mannschaft war noch nicht einmal angenommen, d. h. hatte noch nicht communicirt — und der Koch, ein Amsterdamer, pflegte zu sagen: er habe einen Hundeglauben, das Fleisch sei ihm lieber als die Knochen. Ist die holländische Sprache an und für sich schon eine ordinäre, so ist die Mundart des Amsterdamer Plebs — der gemeinste Jargon derselben. So z. B. Markus klingt wie Merekeß . . . . kerk = kerek, helpen = helepe, werken = wereke, vrouwje = vrouwetje, jongske = jongetje u. s. w. Dieser Koch, Jan van der Zwaan peinigte unsere Ohren von Morgens früh bis des Abends spät, als ein unermüdlicher Kobold auf eine unerträgliche Weise mit Zoten und Gassenhauern, deren Sinn und Inhalt die Feder sich weigert, niederzuschreiben und vor deren Gemeinheit die Tinte erblaßt. Dabei war er ein frecher Mensch, der seiner schlechten Streiche an Bord von anderen Schiffen und wie er dafür an Bord von Kriegsschiffen abgestraft worden sei, sogar sich rühmte. Auch versuchte er alsbald unter den auf den Boden im Raum liegenden Steinkohlen hinweg zur Ladung vorzudringen und hat diese wirklich erbrochen und bestohlen. Von meinem Wein ist ebenfalls ein Faß geleert worden.

Hierzu hatte er noch einen Gehilfen geworben, nämlich den Matrosen Kees (Cornelius) Conrads, ein Rotterdamer Kind von 22 Jahren, mehr leichtsinnig als schlecht. Dieser hoffnungsvolle Jüngling hatte auf seiner letzten Reise 150 fl. verdient und diese zu Antwerpen innerhalb acht Tagen in schlechten Häusern so vollständig durchgebracht, daß er mit nur einem Anzug und einem Paar Stiefeln an Bord gekommen ist und ganz naiv gestand: er werde es nach Ablauf dieser Reise ebenso machen. Er war übrigens ein flinker rüstiger Matrose, Sohn eines Steuermanns, der nach Indien fuhr. Der andere Matrose war eine zu träge Natur, um selbst zu stehlen, half aber den gestohlenen Cognac getreulich austrinken.

Das Schiff war mit diversen Waaren und auch mit Steinkohlen und 40 Ballen gepreßtem Heu geladen. Dieses kam so feucht an Bord, daß man ein hineingestoßenes Bajonet heiß herauszog, daß man also die angenehme Aussicht hatte, an Bord sowohl durch Wasser als durch Feuer umkommen zu können.

Endlich schlug die Stunde unserer Erlösung. Freitag den 13. Februar erhob sich ein Ostwind, der von den auf der Rhede von Flissingen liegenden Schiffen sogleich zum Auslaufen benutzt wurde. Welch ominöser Tag und Datum für den Beginn einer Seereise! Es schien auch, als ob diese für uns fatal werden sollte. Wir hatten Tags zuvor bei dem Schiffer darauf gedrungen, daß die schlechte und mangelhafte Provision vervollständigt werde, wovon er aber nichts wissen wollte, obgleich der Schiffsbefrachter ihm per Post schriftlich Vollmacht dazu gegeben hatte, weßhalb wir jetzt an das Land gesetzt zu werden verlangten, um uns bei den Behörden zu beschweren. Als er sah, daß es uns Ernst war, gab er nach, ging mit dem Boot ans Land, holte noch etwas Wasser und Kartoffeln, wurde aber sehr ungehalten

und bös, weil deßhalb die Abfahrt um einige Stunden verzögert wurde. —

Es waren nur einige Auswanderer an Bord, Landsleute, denen ich mich anschloß und deren Interesse ich nach Kräften wahrnahm; ich selbst trat dadurch aus der Isolirung heraus und vereinigt fühlten wir uns dem Schiffsvolk gegenüber stark. Denn dieses erlaubte sich in seiner Ueberhebung rohe Drohung gegen unsere Auswanderer. Ein Bursche, der nur noch 60 Franken Geld hatte, wurde von dem Schiffsbefrachter abgewiesen, weil er die Passage nicht vollständig und baar vorausbezahlen konnte. Ich rieth unserm Kapitän, ihn mitzunehmen, da er uns an Bord sehr nützlich werden könnte. Er hat auch nicht allein später in der Kajüte servirt und mich wohl bedient, sondern auch als Zimmermann (er war ein gelernter Wagner und Müller) an Bord sich nützlich gemacht. Der Kapitän steckte das Geld ein und nahm ihn an Bord. Er hieß Markus Raab. Zwei Männer nannten sich Erthal. Der eine hatte Frau und Kinder bei sich. Ein dritter Joseph Schlindwein, ein stämmiger Bauer. Alle waren aus dem Amte Bruchsal im Badischen zu Hause.

Wir kamen demnach Mittags um 1 Uhr in See und erblickten den nächsten Morgen (14. Februar) die englische Küste. Der Wind blieb günstig; am Abend des dritten Tages segelten wir aus dem Canal. Den 20. trat auf der Höhe von Oporto conträrer Wind ein, wodurch die Bewegung im Schiffe sehr unangenehm wurde. Es folgte Windstille und das Schiff schaukelte heftig von einer Seite zur andern bei dem hohen Wellengang. Mit conträrem Wind mußten wir aufkreuzen bis über die Straße von Gibraltar; dann ging es wieder vorwärts bis uns der Wind nochmals vor Madera aufhielt.

Von hier bis zu den canarischen Inseln ging es lang-

sam, weil der Wind noch schwankte, dann brach allmählig der Passatwind mehr hervor und förderte unsere Reise.

Dieser Nordostpassat wurde von Tag zu Tag anhaltender, heftiger. Die See war so stürmisch, die Luft so umwölkt, Madera so in Wolken gehüllt, der Horizont von dichtem Höhenrauch so getrübt, daß man an einen gehemmten solarischen Einfluß denken mochte und die gerühmten canarischen Inseln heut zu Tage nicht mehr unter dem schönen Himmel zu liegen schienen, der sie sonst zu dem Zufluchtsorte der Herz- und Brustleidenden gemacht hatte. Mögen dieses unsere Aerzte berücksichtigen, welche noch immer ihre Patienten so leichthin hierher senden, obgleich die Krankheit des Weinstocks zu Madera anzeigt, daß die gegenwärtige Luftbeschaffenheit eine veränderte ist. Bei Teneriffa, welches ebenfalls in Wolken gehüllt war, kontinuirte der Nordostpassat, welcher bald so heftig wurde, daß wir in rasender Fahrt dahinbrausten. Die See bildete ein Chaos von kochenden Bergen und Abgründen, je weiter wir in den Süden vorgetrieben wurden, mit desto mehr Kraft stürmte dieser Nordostpassat hinter uns her. Die Masten knarrten und bogen sich, das Ruder ächzte und seufzte und gab Töne von sich, als ob es von der dodonischen Eiche gezimmert wäre, die Wogen stürzten über die Verschanzung und ersäuften beinahe unsere Auswanderer in dem unteren Schiffsraum, so daß wir die Familie mit der hochschwangeren Frau, welche jeden Augenblick ihrer Entbindung entgegen sah, den 10. März für die Nacht in die Kajüte aufnahmen. Den 13. kam die Frau mit einem Mädchen nieder. Frug man unsere Passagiere, was ihre Leute daheim sagen würden, wenn sie die stürmische See erblickten, so erwiederten sie wehmüthig: die ginge net mit, 's geht halt nix übers badisch Ländl; o wäre mer doch daham gebliebe! mir kumme unser Lebtag do nimmer zerecht! — Der eine Joseph

Schlindwein war zuletzt Knecht bei dem Kronenwirth in Blankenloch gewesen und ausgewandert, weil er ein Mädchen, das zwei Kinder von ihm hatte, nicht in seinen Ort hinein heirathen durfte; er sehnte sich jetzt nach den Weinschoppen seines Herrn, wie weiland die Kinder Israels nach den Fleischtöpfen Egyptens.

Ebenso pries jetzt Heinrich der Andere seinen Herrn, den Bürgermeister in Friedrichsthal, bei dem er 14 Jahre wie ein Kind im Haus gewesen sei. Eine lange Figur, welche der erste Steuermann scherzweise Ikan Kring, zu deutsch: Stockfisch zu nennen beliebte.

Das Ehepaar nebst Kindern waren hübsche Leute, nur etwas unreinlich und arbeitsscheu. Der Vater des jungen Mannes war Bauer, gelegentlicher Vieharzt und passionirter Wilderer gewesen und weil er wegen seiner Eingriffe in die hohen Forst- und Jagdrechte mit Frau Justitia in unangenehme Berührung gekommen war, vor drei Jahren mit Frau und Kindern nach St. Katharina ausgewandert, wo er kürzlich verstorben ist; der älteste Sohn folgte jetzt nach. Die Söhne waren frühzeitig in die Fußstapfen des Vaters getreten, gewiß nicht zum Vortheil ihres Feldgeschäftes. Unser Held, eitel und etwas prahlerisch, rühmte sich sogar seiner Wilddieberei und in welche Collission er mit den Jägern des großherzogl. Hardtwaldes gekommen sei. Er war Soldat gewesen und als solcher hätte er einen Lieutenant comme il faut in Karlsruhe bedient, der 52 Paar Stiefel und eine ganze Schieblade voll Glaçehandschuhe gehabt habe. Der hätte gewiß Sewastopol sobald nicht eingenommen! — Als Arbeiter in der Güterhalle des Bahnhofes zu Bruchsal hatte er manchen guten Schluck und noch Anderes seiner Frau, die wie alle Evastöchter gar lüstern war und bei uns an Bord einen Schnaps nicht verschmähte, von dort nach Haus

gebracht. Ein Charakterbild aus dem badischen Landleben! Die Leute sprechen mit Animosität von den strengen Forststrafen, dem Verbot des Holz- und Streusammelns, dem Uebelstand der hohen Güterpacht, von dem Mißbrauch der Gütereinkäufe durch milde Stiftungen und durch den Fiscus. Diese Güteraufkäufe und ihre Verpachtung gereichten zum Nachtheil des gemeinen Mannes, der bei solcher Latifundienbildung gar nicht mehr ehrlicher Weise bestehen könne. Von der Hudelei durch die Beamten; der Kostspieligkeit der Rechtspflege; der Maßregelung durch eine wohllöbliche Polizei u. s. w. Doch sehnten sie sich nach dem einzig schönen badischen Ländl zurück. — — Von J. K. H. dem Großherzog und der Großherzogin sprachen sie mit Achtung und Liebe. Den großh. Markgrafen Wilhelm priesen sie als einen leutseligen Herrn. Sie erzählten Episoden aus der badischen Insurrektion, von dem Einzug der Preußen in Wiesenthal und Waghäusel, von dem famosen Kanonier H e i l i g, der Rastatt so tapfer vertheidigt und den Preußen den Kessel mit der Morgensuppe von dem Feuer weg, ja in die Mündung der preußischen Kanonen hineingeschossen habe; den Helden, der in seiner athletischen, schönen Männergestalt mit herkulischer Kraft oft die schwersten Stücke allein gerichtet, geladen und abgeschossen, sich nackt ausgekleidet und den Preußen den Gruß des Götz von Berlichingen angeboten habe. — So lebt dieser Freiheitsmärtyrer im Munde des Volkes fort in einem poetischen Nimbus, verherrlicht von den spätesten Enkeln! Damals waren die Freiheitsjünger — nicht wie die Holmarschores von heute — dienstbare Geister — sondern freie Männer in Wort und That. — Den meisten Stoff zur Unterhaltung bot der große Hardtwald mit seinem Holz- und Wildreichthum. —

Wir halfen uns gegenseitig aus, so viel wir konnten. Während ich seekrank lag, kochten sie mir gedürrtes Obst,

dessen Brühe ich allein genießen konnte. Ich theilte ihnen hinwiederum von meinem Vorrath mit. Ich hatte Thee, Zucker, bayerisches Bier, Genever, Tabak, Apfelsinen, Citronen und Feigen mitgenommen und vervollständigte mit den conservirten Speisen unsern Tisch.

Als Passagier erster Classe aß ich an dem Kapitänstische, der aber sehr einfach war, Morgens Thee oder Kaffee ohne Zucker und Milch, Mittags Erbsen- oder Bohnensuppe mit Speck oder Salzfleisch, so roh zubereitet, wie bei uns das Schweinefutter. Die Kartoffeln waren von geringer Güte. Ein Festessen bildete der Zakkoek-Sackkuchen, Pudding, ein Gemisch aus Mehl und Wasser, in einem Sack zu einem festen Kloß gekocht, welcher mit zerlassener Butter und schwarzem Syrup gegessen wurde. Eine Lekkerei war ferner der Gerstenbrei mit großen Rosinen, Syrup und Essig gewürzt, welches Gericht aber mich stets auf die Flucht trieb. Die Küche war in dem sog. Roef, einer Kajüte auf dem Verdecke, wo auch die Steuerleute und Matrosen schliefen und es grenzenlos unreinlich zuging. Da war ein Pudel, welcher abwechselnd von allen geliebkost und geprügelt wurde, so daß er an der Linie ganz dumm und toll lebend über Bord geworfen wurde, und dem Schiffe noch lange nachschwamm, bevor er sank. Unsere fischblütigen Holländer schienen nicht einen Funken Gefühl zu haben, welche Grausamkeit sie damit begingen. — Den schor der Koch in der Küche, und die Haare hingen davon noch 14 Tage lang in den Speisen. Vor dem Herde pflegten diese Phäaken zu sitzen, und fleißig die braune Tabaksbrühe auf den glühenden Ofen, wohl auch in den Theekessel und in die Pfannen zu speien. Der Kapitän hatte seinen Wasservorrath zu Flissingen aus einer stagnirenden Pütze ergänzt und dieses braune, trübe, faulende, übelriechende Wasser des Sumpfes mußten wir auf die Gefahr hin Fieber zu bekommen, bis zur Linie

trinken. Dann füllte er die Fässer wieder mit Regenwasser, das von der mit Oelfarbe angestrichenen Decke der Kajüte und von dem durch Speien verunreinigten Verdeck aufgefangen wurde. Heikel durfte man nicht sein. —

Der Kapitän und ich schliefen in der Kajüte in Koyen, ungefähr so geräumig wie eine große Todtenlade. Setzte man sich darin aufrecht, so stieß man mit dem Kopf gegen die Deckbalken. Das Schiff war mit allerlei unbequemen Bequemlichkeiten versehen; man fand kaum ein Plätzchen, wo man sitzen, stehen oder gehen konnte. Eine Schoonertakellage ist der Art, daß man ihr überall in den Weg und Gefahr lauft ein Tau, eine Spiere oder Raa auf den Kopf zu bekommen. In der tropischen Sonne hätte man oft in ein Mausloch kriechen mögen und ich bin während der Reise fast zum Mohren verbrannt, da wir zwischen 6 Grad nördlich und 6 Grad südlich in der heißesten Zone an der Linie 14 Tage Windstille hatten. Hier wurden auch die Steuerleute und Matrosen durch Wanzen aus ihrem Logis getrieben. Ratten und Mäuse waren nicht an Bord; wohl aber Flöhe, Wanzen und Läuse in Ueberfluß. Zur Kurzweil spießten solche Sechsfüßler die Matrosen während das Essen bereitet wurde, auf ihre Segelnadeln auf. Ich habe einen guten Thermometer von Reaumur an Bord gehabt und folgende Wärmegrade beobachtet. Den 20. Februar bei Oporto + 12°. Auf 34 N.Br. bei Madeira den 1. März + 14°. Den 5. März auf 30° N.Br. bei Teneriffa + 17° R., den 11. März auf 17° N.Br. 18° R. bei der Insel St. Antonio, den 16. März auf 6° N.Br. 22° R. von hier bis zu dem 6.° S.Br. hatten wir Mittags im Schatten 24° bis 26½° eine fürchterliche Hitze. —

Dann ging sie bald auf 24° und 22° herunter. Wir glaubten in 14 Tagen von der Linie bis St. Katharina gelangen zu können, brauchten aber viel mehr Zeit. Ueber-

haupt haben wir auf dieser Reise durch conträren Wind und Windstille an vier Wochen verloren. Eine Schraube würde uns rasch ans Ziel gebracht haben. Die Unterhaltung war einfach. Um meine Augen zu stärken, hatte ich mir vorgenommen, gar nicht zu lesen und beschränkte ich mich bloß auf mündliche Mittheilungen. Das Element, auf dem wir uns befanden, bot zuweilen den Anblick auftauchender und spielender Walen, der Braunfische und Butzköpfe; später in den wärmeren Gegenden der Medusen (Physalia, man of war) der fliegenden Fische, die eine angenehme Speise boten, wenn sie zuweilen auf das Verdeck fielen und in der heißen Zone bei Windstille war die ganze See von aufspringenden Boniten belebt. Wir sahen oft Schiffe, haben aber nur zwei englische Barken gepraaid (angerufen). Während der ganzen Reise war der Himmel kaum zweimal vollständig rein; auch bei Sonnenuntergang stets umwölkt, während auf früheren Reisen die Herrlichkeit und Reinheit des südlichen Himmels mich so sehr entzückt hatte. Bis zum südlichen Wendekreis fehlte uns ein kräftiger Südostpassat. Die Luft war stets gewitterschwanger; am 10. April selbst eine Wasserhose in der Nähe des Schiffes, welcher Gefahr wir glücklich entrannen. Das feuchtwarme Wetter hatte die Folge, daß Alles im Schiffe feucht wurde, schimmelte und verdarb, die Kleider, das Leder und Schuhwerk, die Speisen das Schiffsbrod und Mehl. Das Wasser war so schlecht, daß wir alle kolikartige Zufälle davon bekamen. Die Kartoffeln schmeckten süßlich und waren zuletzt ganz ungenießbar. Salzfleisch und Speck widersteht einem bald. Meine Provisionen erhielten mich. Leider sprangen von den 50 Flaschen bayerisch Bier 25, so daß eine Kiste Rothwein und Selterwasser vorzuziehen ist. Die Apfelsinen von Messina hielten bis Teneriffa, die Citronen bis St. Katharina, die smyrna'schen Feigen bis Rio Grande. Den Tabak und Ge-

never gab ich von Zeit zu Zeit an die Matrosen. Wir näherten uns jetzt dem ersten Ziel der Reise.

St. Katharina.

Den 19. April erblickten wir St. Katharina. Mit stürmischem Südwind segelten wir zwischen den Inseln Alvarado Desertas und North Moleque auf das Rapacap in die Straße, welche wie ein breiter Strom die Inseln von der hohen gebirgigen Küste Brasiliens trennt. Der Wind wurde zu einem Sturme und hüllte die Südgebirge in Wolken. Je weiter wir in die schöne Straße einfuhren, desto ruhiger wurde das Wasser. Während wir in den letzten Tagen nur einige Seeschwalben und verirrte Albatroße gesehen hatten, zeigte sich nun eine Menge großer, sonderbar gestalteter Vögel, wie die Schneidervögel mit den langen Gabelschwänzen, der Bootsmann und verschiedene dicke Möven, welche, wenn sie eine Beute erspähten, wie ein Bleiklumpen in das Wasser fielen, die Beute unter demselben hervorholten und schnell damit aufflogen.

St. Katharina ist ein Gebirgsland. Die Berge haben auf der Nordseite der Insel eine so sonderbare Form und solche Gruppirung, als ob sie wie Pfeffer und Salz auf den Boden gestreut wären. Die Vegetation ist tropisch und selbst auf den steilsten Klippen sehr üppig, aber die Wildniß herrscht vor. Der Eindruck, den dieselbe hervorruft, ist überwältigend. Hier ist die Natur noch über die Cultur Meister und schwer zu besiegen.

Allmählig erblickt man Spuren derselben; zerstreute Pflanzungen, dann eine kleine Redoute St. Jose und zuletzt rechts auf der Küste ein größeres Fort. Hier anker-

ten wir bei einbrechender Nacht. Den folgenden Morgen kam von da ein Offizier mit einigen bewaffneten Mannschaften zu uns an Bord, um die Papiere nachzusehen. Er war ein hagerer Mann, mit blauen Augen, blondem Haar und Bart, offenbar von germanischer Abstammung, sprach aber nur portugiesisch, konnte auch die deutsche Schrift nicht lesen.

Daß derselbe möglicherweise deutsche Eltern hat und kein Deutsch spricht, kommt öfters vor. Sein Gefolge dagegen bestand aus untersetzten Männern von dunkler Hautfarbe und schwarzem Haar, die mehr afrikanisches Blut in ihren Adern haben mochten als indo europäisches. Die Soldaten trugen eine Kleidung von ungebleichter Leinwand. Diese und ihr glänzend schwarz geputztes Lederzeug ließ mich vermuthen, daß sie den saubern vollständigen Anzug nur bei extra Gelegenheiten tragen mochten. Ein schwarzer Lootse, der hier an Bord kam, verstand nur portugiesisch. Aus den Bergen waren uns gestern mit dem kalten Südwinde heiße Schauer wie aus einem Backofen entgegengeweht und heute zeigte der Thermometer 21° R., obgleich jetzt Spätjahr ist. Dieses heiße Klima und die vorherrschend schwarze Bevölkerung scheint auch diese Provinz für die deutsche Einwanderung nicht empfehlenswerth zu machen. Die Straße wird untief, nur für leichtere Schiffe von 10 Fuß Tiefgang befahrbar. Inseln von der niedlichsten Form ganz überwachsen mit Palmen und schönen tropischen Pflanzen liegen in derselben. An der Küste erblickt man die niedlichen steinernen Häuser der Kolonisten und Einwohner, deren Feld gewöhnlich an den steilen Abhängen der Berge liegt.

Da hier alles durch Handarbeit bebaut werden muß, Pflug und Egge nicht anwendbar sind, so läßt sich begreifen, daß nur kleine Parcellen angebaut werden können und von einem größern Bauerngut nicht die Rede sein kann. Was

nützen den Kolonisten die 100 oder 200 Morgen Land, wenn sie mit Wildniß bedeckt sind, die er nicht bewältigen kann. Die besten Ländereien auf dieser Insel sind übrigens schon längst in Besitz genommen und hoch im Preis, da die Insel 40,000 Einwohner hat. Die Provinz St. Katharina aber an dem Festlande ist eine dichtbewachsene Wildniß, in der manchem Kolonisten der Muth entsinkt, wenn ihm ein größeres Stück Land zur Urbarmachung angewiesen wird, wo er nichts findet, als tiefe Waldung nur von Affen, Schlangen und selbst noch Indianern unheimlich gemacht. So waren die Einwanderer, welche auf dem Schiffe „Homer" fünf Wochen vor uns angekommen sind, wieder nach der Hauptstadt Desterro zurückgekehrt, weil Heimweh sie von ihrer Kolonie vertrieb. Derartige Unglücklichen sinken in ihrer Hilflosigkeit bald unter die schwarze Bevölkerung zu einem Proletariat herab, das kaum sich ernähren kann und den deutschen Namen in Mißachtung bringt, den die Brasilianer nur dann ehren, wenn er ihnen imponirt durch Fleiß und Tüchtigkeit.

Man kann daher den deutschen Kolonisten das Einwandern in die Provinz St. Katharina nicht anrathen. Besser reisen sie etwas weiter in die südlicher gelegene Provinz Rio Grande do Sul, wo sie ein mehr gemäßigtes Klima und auch mehr Landsleute treffen, wo der deutsche Name geachtet wird und sich geltend macht. Die Stadt Desterro liegt an der Westküste der Insel (mit einigen tausend Einwohnern, worunter viele Neger und deutsche Kaufleute) in malerischer Schönheit. Die Häuser solid gebaut, einige Kirchen mit doppelten Thürmen haben sogar ein Geläute, das aber nur geschlagen wird. Vor derselben ankert ein Dutzend Schiffe. Die kleineren Fahrzeuge haben lateinische Segel, die kleinsten sind Kanots aus einem Baumstamm, in welchem ein Ruderer singend gleich den Malajen oder Rußen

sorglos in dieser schönen Seestraße herumsegelt. Das Rindvieh und die Pferde auf der Insel sind mager und unansehlich. Es mag an gutem Futter kein Ueberfluß sein. Wir sahen Pferde und Kühe zwischen zwei Kähnen an einem langen Seile zusammengekuppelt an der schmalsten Stelle der Seestraße diese durchschwimmen.

Von hier bis zum Südende der Insel sind die Gestade dieser und des Festlandes sehr schön. Bewaldete Berge an den Gehängen und am Fuße mit Villas und wohlangebauten Feldern, — hier und dort ein Flecken mit einer niedlichen Kirche; alles sieht so wohnlich und idyllisch aus, daß man die glücklichen Besitzer dieser Farmen beneiden möchte. Am Ausgang der Straße steht ein Leuchtthurm mit einem Drehfeuer. Die Produkte der Insel sind tropische. Sie erzeugt viele Südfrüchte, aber die Zeit der Reife war jetzt schon vorüber.

Unsre Landsleute wurden von dem Agenten der Auswanderer ans Land gebracht und in ein Haus einquartirt, das kaum Thür und Fenster hatte und ein Magazin zu sein schien. Hier saßen sie in einem steingepflasterten Raum ohne Stühle, Tisch oder Bett auf ihren Kisten und weinten. Es wurde ihnen ungefähr 1 Frank täglich verabreicht, wovon sie sich verköstigen sollten, bis sie nach ihrem Bestimmungsort abgeführt wurden. Die Unsern wollten nach dem District Brusque auf dem Festlande, wo ihre Verwandten wohnten und es kann sein, daß wenn sie einmal dort angekommen sind, sie von dem Heimweh befreit werden mögen, das sie hier ergriffen hatte, — da der Empfang in dieser neuen Heimath so ganz anders war, als sie ihn sich vorgestellt haben mögen. Es soll 52 Stunden von Desterro sein. Möge es ihnen dort wohl gehen; aber man kann ihnen kaum ein gutes Prognostikon stellen, denn Heinrich und Joseph waren Fuhrknechte gewesen und Theodor ein Jägdler. Ein Bruder

von ihm hieß Adolph, eine Nichte Thekla; seine Frau, glaub ich, Florentine. Wenn Bauern solche Vornamen haben, dann sind sie gewiß nicht von Schaffhausen — und wird ihre Gemeinde nicht viel an ihnen verloren haben. Hier ist nur der kräftige, schaffende Bauer an seinem Platze und wer in der ersten Zeit nicht schwer arbeiten kann oder will, der wird es zu nichts bringen. Santa Katharina liegt zwischen dem 27 und 28° südlicher Breite. Der am Festland liegende Theil der Provinz ist von einem hohen Gebirge durchzogen, wo die Temperatur etwas niedriger als auf der Insel zu sein pflegt.

Ankunft in Rio Grande do Sul.

Wir setzten den 21. April die Reise fort und kamen Abends um 6 Uhr in die offne See. Ein starker Nordostwind trieb uns schnell voraus und nach vier Tagen waren wir auf der Breite von Rio Grande; allein das Gestade ist so niedrig und die See bei östlichen und südlichen Winden so hohl, daß wir stets wieder das Weite suchten, weil der Kapitän sich nicht getraute, einzulaufen. Der Thermometer zeigte hier 19° R. Den 26. April wurden wir durch ein Dampfschiff ans Schlepptau genommen und in die Mündung geschleppt. Hier gingen wir diese Nacht vor Anker. Längs der ganzen Küste der Provinz Rio Grande do Sul erstreckt sich eine große Sandbank, die im Norden und Süden mit dem Festland zusammenhängt, in der Mitte durchbrochen ist, welche Oeffnung den Binnenseen, worin sich die Flüsse des Festlandes ergießen, Ausfluß gewährt. Diese sandige Niederung hat auf dem südlichen Theile kahle Sanddünen, auf dem nördlichen ist das Land so niedrig, daß man es nur in der Nähe sehen kann und gleicht in dieser seiner Niedrigkeit

manchen Küstenstrichen Hollands. An dem Signalthurm werden für die Schiffe verschiedene Flaggen gehißt, welche die Tiefe des Wassers auf der Bank anzeigen, ein Boot wiederholt diese Signale und zeigt den Schiffen, welche einlaufen, vor ihnen hersegelnd, wie viel Wasser auf der Barre vor der Mündung des Rio Grande steht. Hier bricht sich eine starke Brandung, durch welche schon viele Schiffe auf den Grund geschlagen und gestrandet sind. Durch Baggermaschinen läßt sich kaum diesem Uebelstand abhelfen: vielleicht durch Rectification und durch Eindämmung der Gewässer der innern Seen und Flüsse. Für Porto Alegre ist es eine Lebensfrage, daß es einen Kanal erhalte, der es direct mit der See verbinde. So lange der Zustand fortdauert, können nur kleine Schiffe hier einlaufen und wird der Aufschwung von Handel und Verkehr gehemmt bleiben.

Wir dankten der Vorsehung, daß diese so lange und mühselige Reise so glücklich geendet war. In der Mündung gegenüber dem rothen Leuchtthurm lagen wir jetzt vor Anker. Es lagen daselbst ein Dutzend Schiffe. Etwas weiter hinauf sah man bei Rio do Norte ebensoviele und vor der Stadt Rio Grande do San Pedro do Sul lag eine große Anzahl Schiffe, die aber nur einen Tiefgang von 10 bis 10½ Fuß haben dürfen, da sie leicht auf das Trockne gerathen. Die Mündung des Rio Grande ist vielfach eingeschnitten und auf der 2. südlichen Erdzunge liegt die Stadt Rio Grande oder San Pedro do Sul. Hätte sie anstatt kuppelförmige Thürme spitze und anstatt der Privatsöller einige Windmühlen, so gliche sie aus der Ferne vollkommen einer holländischen Stadt, welche kaum über die Meeresfläche sich erhebt. Jedoch bei näherer Betrachtung hat sie ganz das Gepräge einer spanischen Stadt, das sich in der Bauart nicht verläugnet. Die Häuser massiv von Stein sind mit Hohlziegeln gedeckt, die Dächer deßhalb ziemlich

platt. Die Fenster häufig mit Balkons, zuweilen vergittert. Die Wände oft ganz mit bunten Porzellanfließen besonders an der Fronte überkleidet. Der Mehrzahl nach sind die Häuser einstöckig, doch gibt es viele mit doppelten Stockwerken. Die Straßen werden jetzt sehr unvollkommen gepflastert; die Steine sind ungleich, die Gosse in der Mitte, das Wasser hat keinen Abzug. Die Trottoire sind ebenso mangelhaft construirt. Unglückliche Maulesel und Pferde werden mit Lasten überbürdet und bleiben bei trockenem Wetter nicht selten im Sande, bei nassem im Kothe stecken. Außer den anständig gekleideten Brasilianern erblickt man auch viele Neger auf den Straßen. In den Gärten sieht man neben Orangen, Pfirsig und andere Obstbäume hier und da auch eine schöne Palme und eine Weinlaube. Der Boden ist ein loser Sand. In den offenen Werkstätten arbeiten Deutsche, Brasilianer und Neger. Die Kaufläden sind mit allem Möglichem versehen. Die Thüren sind selten mit Thürklinken geschlossen. Man klopft vielmehr in die Hände, worauf dem Besucher die Thüre von Innen geöffnet wird. Die Häuser sind klein, die Miethe ist hoch. Kaum ein fremder Kaufmann besitzt ein eigenes Haus. Obgleich die Lebensmittel in Rio Grande billig sind, ist das Leben doch kostspielig und der Aufenthalt in dieser Stadt für den Fremden nicht sehr angenehm. Nur der Kaufmann steht hier im Ansehen. Der Gelehrte ist nicht so hoch geachtet. Geld ist die Loosung.

Die Stadt Rio Grande de San Pedro do Sul.

Rio Grande ist nicht die Hauptstadt, wohl aber das erste Emporium dieser Provinz. Alle Ein- und Ausfuhr muß hier passiren. Es findet deshalb hier eine lebhafte Schifffahrt statt.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das neue Hospital aus. Es hat eine vortheilhafte Lage am Wasser mit schöner Aussicht über dasselbe und einen geräumigen Hofraum. Es ist ein großes Gebäude von zwei Stockwerken. Die Einfassungen, Thür- und Fenstergewänder sind von grauem Granit, die Fenster des untern Geschosses mit schweren Eisentraillen geschlossen. In der Mitte ist eine Rotunde mit hoher Kuppel — und an der hintern Seite Säulencorridore. — Außer einigen schönen Häusern in den Hauptstraßen besitzt Rio Grande wenige durch Bauart ausgezeichnete Häuser — und keine Abzugsgräben, so daß man Abends vorsichtig jenen Negern ausweichen muß, welche gewisse Eimer auf dem Kopfe tragen, welche die Excremente der Einwohner enthalten; ja man kann sagen: fast die ganze Provinz Rio Grande besitzt keinen Locus tertius-comme il faut. Das ist südländisch. Da man bei dem Graben bald auf Wasser stößt, können auch die Gräber nur untief sein, weßhalb man in der heißen Jahreszeit an dem Südende der Stadt oft einen pernetranten cadaveriösen Geruch wahrnimmt. Dieser rührt sowohl von dem nahen Kirchhof als von der großen Schlachterei her, welche sich auf dieser Seite befinden. Hier soll auch eine zwanzig Fuß hohe Mauer mit aus- und einspringenden Ecken die Stadt vor Versan-

dung bewahren, indem die südlichen Winde den Sand gegen die Stadt treiben. An vielen Stellen hat er sich an der Mauer angehäuft — an verschiedenen sie bereits überschüttet. Dieser Sand ist aber nicht unfruchtbar, denn sobald er angefeuchtet wird, sproßt Gras hervor.

Herr Rheingantz, der in dieser Gegend ein schönes Haus sich erbaut hatte, machte der Stadt den Vorschlag, wenn man ihm das die Stadt umgebende Terrain zur Benützung überlassen wolle, mache er sich verbindlich, den Sand zu fixiren. Dies beabsichtigte er durch Besäung desselben bei Eintritt der nassen Jahreszeit mit Winterkorn — und wenn dies Wurzel gefaßt, durch Anpflanzung von Nadelholz. Ein Wald von Coniferen würde freilich für die Stadt ein zweckmäßiger Schutz sein, doch ist sie bei hoher Fluth und Stürmen auch Ueberströmungen ausgesetzt Das nördliche Ende ist etwas sumpfig und könnte durch Eindämmung und Auffüllung mit dem überflüssigen Sande an der Stadtmauer wohl trocken gelegt werden, wenn man von jenem Punkte zu diesem auf einem provisorischen Schienenwege jenen Sand herübertransportiren würde. Was bei uns eine Kleinigkeit wäre, ist hier aber eine Riesenarbeit. Alles geht nach dem Sprüchwort: Eile mit Weile: langsam voran. So die Pflasterung der Straßen mit holprichtem obsoleten Pflaster, welche man besser mit Steinschrotten macadamisiren würde; so die Anlage der öffentlichen Plätze mit Wandelwegen, Baumalleen und Planirung des Bodens. Die Einpflanzung der Bäume geschieht einfach dadurch, daß man mannsschenkeldicke Prügel in den Boden steckt, die auch wirklich Wurzel treiben und sprossen. Es sind gewöhnlich nur Trauerweiden. So nimmt die Erbauung der Markthalle Jahre in Anspruch und im Lande überhaupt trifft man viele angefangene aber nicht vollendete Bauwerke. Von Kunst und Wissenschaft ist zu Rio Grande wenig zu ver=

spüren. Alles scheint nur dem Handel zu leben und Gott Momus ist hier allmächtig. Selbst die milden Stiftungen verrathen mehr Sucht nach Ostentation, als humane Motive. Die deutschen Kaufleute scheinen in dieser Beziehung indifferenter als die Deutschen in Porto Alegre. Für die deutschen Einwanderer ist ein besseres Passantenhaus und eine bessere Verpflegung nöthig, während ihres temporären Aufenthaltes in dieser Stadt. Wenn die Geldleute ihrer armen Landgenossen sich energischer annehmen würden, wird die Geringschätzung, womit man dem einwandernden Deutschen begegnet, hier bald verschwinden.

Auch hinsichtlich der Wasserstraße kann man die Rio Grandenser von einer gewissen Nonchalance nicht freisprechen. Die Einfahrt in den Rio Grande ist freilich von Seiten des Staats offen zu halten und Sachverständige behaupten: Durch Anlage eines schiefen Dammes wie etwa der Breekwater zu Plymouth würde die Gewalt der Brandung auf der Barre gebrochen und durch eine Kratzmaschine könnte das Fahrwasser offen gehalten werden. Eine beschränkte Politik soll diese Einfahrt möglichen Ueberfalls wegen absichtlich vernachläßigen! — Mein Aufenthalt verlängerte sich hier. Zuerst logirte ich bei meinem Collegen Dr. L. Schmidt und als dieser nach Europa ging, bei Herrn Eduard Grauert, welcher mit nobler Gastfreundschaft mir sein Haus anbot und wahre Gastfreundschaft erzeigt hat.

Herr Grauert — ebenwie sein Bruder, der berühmte zu früh verstorbene Professor der Geschichte zu Wien — ein tüchtiger Gelehrter, kam als unbemittelter Hilfslehrer hierher. Er proponirte dem Director des Instituts, bei dem er eintrat, eine Association. Dieser ging nicht darauf ein — und ist jetzt Unterlehrer bei Herrn E. Grauert.

Herr Grauert ist Gründer, Director und Eigenthü-

mer des Collegio uniaô, eines Instituts mit 130 Zöglingen, sieben Lehrern und einem Kaplan. Er bewohnt ein schönes palastähnliches Haus an der Praça municipale, wo man den Bazar, Mercador, das Zollhaus und den Hafen zur Aussicht hat. Der Markt ist ein Quadrat mit Kugelgewölben, unter welchen die Zellen an die Verkäufer vermiethet werden. Der Hof ist mit Gemüsen und Obst erfüllt.

Herr Grauert war derzeit verlobt mit einem Fräulein Menezes, der 15jährigen Tochter eines portugiesischen Arztes, welche durch ihre Mutter mit dem Baron von Porto Alegre, einem einflußreichen Staatsmann und Senator verwandt ist. Hierdurch erhält der junge philologische Professor natürlich eine große Stütze und wird dieses Institut sehr prosperiren, welches jetzt die übrigen zur Ehre der deutschen Tüchtigkeit schon fast ganz ecclypsirt hat. Die Zöglinge bleiben darin vom 6. bis 18. Jahre — ja manche bis sie zur Universität reif sind. Die Mehrzahl der Hilfslehrer wohnt im Hause. Die Zöglinge haben nur im Monat Dezember Ferien. Außer dem Sprachunterricht genießen sie auch Unterricht in der Musik, im Zeichnen, Turnen und Tanzen.

An öffentlichen Schulen fehlt es zwar nicht, aber die Schüler machen in denselben keine bedeutenden Fortschritte.

Außer dem genannten sind noch zwei andere Privat-Institute und eine öffentliche Schule hier. Ebenso mehrere Töchterschulen. In den brasilianischen Unterrichtsanstalten wird der Unterricht nur oberflächlich ertheilt; man sieht mehr auf einen glänzenden Firniß als auf gründliches Wissen. Einige milde Stiftungen und Klöster befassen sich ebenfalls mit dem Unterricht. Die Musik wird hier allgemein cultivirt. Fast keine Familie ist ohne Piano und viele versuchen sich in dem Gesang. Daß dabei die Ohren oft gepeinigt werden, ist begreiflich.

Am nordwestlichen Theile der Stadt ist die Navigationsschule, ein Marineetablissement, in welchem junge Leute für den Seedienst herangebildet werden. Die Zöglinge sind entweder Waisenknaben oder Kinder von Negern-Mulatten und Europäern, die elternlos auf den Straßen sich herumtreiben, da aufgegriffen und in dieses Institut gebracht werden.

Ein Uebelstand in Brasilien ist die große Zahl subalterner Beamten. Da deren Gehalt sehr gering ist, so suchen sie ihn durch Emolumente zu ergänzen, was mancherlei Plackereien zur Folge hat. So mancher hoffnungsvolle Jüngling will als ein Herr leben und ergibt sich der Aemterjagd. Wie viel besser würde es sein, wenn sie sich der Cultur des Bodens oder technischen Fächern zuwendeten! —

Wege, Brücken und Dämme, diese mächtigen Hebel zum Fortschritt eines Landes, befinden sich in der Provinz Rio Grande noch in einem sehr ursprünglichen Zustande. Nicht ein Weg ist ordentlich chaussirt. Pflasterung und Beleuchtung ist selbst in den Städten mangelhaft. Rio Grande wird durch transportables Gas beleuchtet; aber diese Beleuchtung scheint nur da zu sein, um die Finsterniß bemerklich zu machen, welche in den Straßen herrscht. Erscheint in den Journalen zuweilen über diesen Uebelstand eine Reclame, so brennen die Gaslichter einen oder zwei Tage heller und länger als gewöhnlich und dann sinkt alles in die frühere Finsterniß wieder zurück. Für das Geld, welches die Entrepreneure erhalten, könnte die glänzendste Beleuchtung vorhanden sein. Die Brunnen sind hier untief, das Wasser wird aus diesen gegen Vergütung in die Häuser gefahren. Ein Bohrversuch ist mißlungen, obgleich man einige hundert Fuß tief gebohrt hatte. Die Ausbüchsung des Bohrloches soll aber mangelhaft gewesen sein. Eine Wasserleitung vom Festlande her ließe sich wohl darstellen. Aber als

Seestadt, in welcher lebhafter Verkehr und Handel stattfindet, entbehrt Rio Grande noch so manche comfortable Einrichtung, welche oft die kleinsten nordamerikanischen und europäischen Städte schmückt. Man möchte allen diesen südamerikanischen Städten und Provinzen tüchtige Beamten wünschen, welche den Fortschritt in jeder Beziehung begünstigen, und sich nicht von einem Schlendrian beherrschen lassen, welcher der Entwicklung des Landes mehr schadet, als ein crasser Absolutismus. Leider ist so mancher dem Worte, jedoch nicht der That nach ein Mann des Fortschrittes. Doch hat das Land auch viele tüchtige Männer in der Verwaltung.

Sehr gebrechlich eingerichtet ist das Postwesen. — Wenn man die Briefe nicht selbst abholt, wird sie Euch kein Mensch in das Haus bringen. Seid ihr im Innern des Landes, so bleiben die Briefe an den Hafenplätzen liegen. Der Tarif für die europäischen Briefe ist zu hoch.

Reise von Rio Grande nach Poto Alegre.

Den 19. Mai ging ich an Bord des Kriegsdampfers „Amelia" von Rio Grande nach Porto Alegre. Man fährt von genanntem Hafen zuerst gegen Rio oder S. Joze do Norte; dann den Rio Grande hinauf in die Lagoa dos Patos. Die Ufer sind niedrig, sandig; nur hie und da erblickt man spärliches Grün und menschliche Wohnungen, allmählig aber erheben sich die Ufer, der See wird breiter; man verliert bald das eine, bald das andre Ufer aus dem Gesichte und die Bewegung auf dem Wasser kann sehr unangenehm werden. Eine Menge Wasservögel belebt den See, der auch sehr fischreich ist. Inmitten desselben stehen einige Leuchtthürme und bei dem Vorgebirge Itapoam ist der felsige Fuß dieses Gebirges der Endpunkt des Sees, da seine Fortsetzung bis Porto Alegre eigentlich ein Strom: Guaiba genannt werden mag. Von diesem Vorgebirge erheben sich in malerischen Formen die bewaldeten Berge und die Laubkronen der Bäume erschienen grauweiß wie bereift, was von den Bartmoosen herrührt, welche an den Bäumen hängen. Näher gegen die Stadt werden die Berge kahl und ihre Abhänge nur als Viehweiden benützt; dagegen die Landgüter und Villas zahlreicher und schöner. Nachdem man noch ein Vorgebirge passirt ist, erblickt man die Häuser und Gärten der Stadt, welche auf einem in das Wasser vorspringenden Hügel erbaut — uns zuerst ihre Kehrseite zeigt, denn die Hauptfronte bietet sich auf der andern Seite des Hügels dar, wo auch der Hafen ist und die Schiffe vor Anker liegen. Wir haben die Reise in 36 Stunden zurückgelegt. Man zahlt für die Passage 25 Milreis. Essen und Behandlung sind gut an Bord.

Der Hügel, auf dem die Straßen der Stadt terassenweise übereinander angelegt sind, besteht aus einem groben Granit, der an der Oberfläche in der Entbindung begriffen ist. Die Häuser sind in spanischem Style gebaut, viele mit Fayançefließen ganz überkleidet. Das erste größere Gebäude, welches unten an der Praia (dem Ufer) sich erhebt, ist die Cadea (das Zuchthaus) ein Schloßähnliches Bauwerk in antik-massivem Styl von grauem Granit. Daneben steht das Arsenal, auf der Höhe das Theater und die Kathedrale und etwas weiterhin das Hospital da Caridade. Auch viele Privatgebäude zeichnen sich durch Größe und elegante Bauart aus. Manche von diesen verdienen den Namen Paläste. Die Umgebungen der Stadt sind reizend und machen allenthalben einen heitern Eindruck, weßhalb auch der Platz auf deutsch Porto Alegre — lustiger Hafen genannt wird. Nach der Landseite geht sie in eine Ebene aus, welche einen großen Platz und viele Gärten und Landhäuser einschließet, — und um diese Ebene erheben sich die Berge wie ein Amphitheater und begrenzen auf dieser Seite das Landschaftsbild, während auf der Fronte der Hafen mit den vielen Dampf- und Segelschiffen ein Süßwassersee ist, in welchen sich die Ströme des obern Landes zu dem Guaiba vereinigt ergießen. Hier ist der Stadt gegenüber niedriges Land mit Waldung und in der Ferne erheben sich einzelne Berge. Die Straßen der Stadt sind theilweise gepflastert und haben Trottoire, aber beides sehr unvollkommen. Die Gosse ist mitten in der Straße; die Pflastersteine sind ungleich und ein Ruin für Wagen und Pferdehufe. Es werden auch die Lasten mehr durch Neger getragen, als per Axe transportirt. Die Hauptstraßen enthalten viele zum Theil hübsche Laden, und der Platz ist auch gewerbtreibend. Für ihre rasche Entwicklung spricht der Umstand, daß die Stadt binnen wenigen Jahren von 6000 zu 26,000 Einwohnern emporgestiegen

ist. Häuser breiten sich nach allen Richtungen aus und daß die Stadt ihre zukünftige Größe ahnt, dafür spricht die Thatsache, daß man jetzt den Markt, ein massives Viereck abbricht und etwas weiter gegen den Quai des Hafens baut, was einige hunderttausend Milreis kosten wird. Ich war an das Haus Bier empfohlen, wo ich mit nobler Gastfreundschaft empfangen wurde. Der Gründer dieses Hauses, Friedrich Bier, kam als ein armer Hundsrücker Bauer hierher, und brachte es durch Fleiß und seltene Energie dahin, daß er jetzt einer der reichsten Kaufleute von Porto Alegre ist. Er befand sich derzeit in Europa, seine Kinder aber wohnten im Haus und der mit einer Tochter verheirathete Brasilianer Joaquino Pintu führt das Geschäft. Auch die Gebrüder Diel aus Kreuznach herstammend, Gründer der obern Flußdampfschifffahrt, sind mit ihm verwandt. Hier spricht sich etwas mehr Sinn für Kunst und Wissenschaft aus, als in Rio Grande. Aber vergebens sucht man eine wissenschaftliche Anstalt, welche die Kenntniß des Landes zu erleichtern vermöchte. Wie erwünscht wäre hier nicht ein naturhistorisches Museum, das den Fremden mit den Hauptprodukten des Landes bekannt machte! — oder — eine Kartensammlung von speziellen Theilen der Provinz, welche dem Einwanderer ein klares Bild von dem Lande zu geben im Stande sein würden. Wie angenehm wäre für den Einwohner eine gute Badanstalt! — wie nutzbringend eine Wasserleitung in der Stadt! — Die Deutschen haben einen Hülfsverein für ihre Landsleute gegründet, der viel Gutes leistet. Auch fristet die deutsche Zeitung bis jetzt ein kümmerliches Bestehen, während drei brasilianische Zeitungen floriren. Für die Auswanderer ist hier besser gesorgt als in Rio Grande. Sie werden gut beherbergt.

Reise nach Saô Leopoldo.

Auf dem Brasilian, einem Flußdampfer, ging ich den 23. Mai den Rio dos Sinos hinauf nach S. Leopoldo. Die Ufer dieses mäandrischen Flußes sind noch größtentheils von Urwald eingefaßt. Der Wasserspiegel häufig mit Pontederien bedeckt. Bromeliaceen und Lianen sowie Usneen bedecken die Bäume, Bambus drängt sich dazwischen und herrliche Blüthen erfreuen zuweilen das Auge. Aber außer den beflügelten Bewohnern der Luft ist hier die Thierwelt spärlich vertreten; es herrscht das Schweigen der Wildniß meilenweit. Der Wald lichtet sich endlich, das Ufer wird höher; einzelne Häuser werden sichtbar. Man sieht einige Hiaten (Jachten) vor Anker liegen: eine grüne Fläche ist mit Häusern besäet. Neger, Brasilianer und blonde blauäugige Menschen stehen am Ufer; wir sind in Saô Leopoldo. Das Städtchen macht den Eindruck des Unfertigen, ungepflasterte, sandige, kothige Straßen, mangelhaftes Trottoir, unausgebaute Häuserplätze, keine Brücke über den Fluß, kein ordentlich chaussirter Weg. Die Bewohner sind Kaufleute oder Handwerker, auch Brasilianer und Neger wohnen hier — sicher nicht zur Hebung des deutschen Elementes. Man bemerkt eine Neigung zu Luxus ohne soliden Wohlstand bei den Handwerkern. Leider bin ich in einem Zeitraum hiehergekommen, wo Handel und Verkehr darniederlag. Daher die weniger günstige Schilderung des Städtchens. Wenn Gerstäcker sich freut, daß auf die Frage an ein deutsches Kind, wie es heiße, sein Negermädchen ihm geantwortet habe: Mine heeßt se, so kann uns das kaum ein Lächeln abgewinnen. Denn gerade der Umgang afrikanischer Sprößlinge mit deutschen Kindern ist für letztere nur zu oft die Schule des Lasters. Eher noch lassen wir uns den Einfluß der

Jesuiten gefallen, der zum Entsetzen jedes stockgläubigen Protestanten in jüngster Zeit sich hier geltend machte. Man muß aber die Zerfahrenheit eines hier in Wohlstand gekommenen Proletariats kennen, um die Erweckung eines religiösen Sinnes gehörig zu würdigen. Es ist Thatsache, daß manches gestohlene Gut zurück gebracht, manche Schädigung an Ehre und Habe wieder restituirt wurde. Ein gelinder Religionseifer kann den jungen Kolonieen nicht schaden und die Seelenhirten mögen selbst berücksichtigen, daß allzuviel ungesund ist. — Die Verhältnisse der Protestanten sind durch ein Reichsgesetz jetzt so geregelt, daß ihnen vollkommene religiöse Duldung und auch in ehelichen und Erbschaftsverhältnissen ihnen ihre Rechte garantirt sind. Selbst Juden haben sich nicht zu beklagen.

Das geistige Wohl der Katholiken war derzeit dem Pater Bonifacius übertragen, der es sich sehr angelegen sein ließ. Es war mir neu, zu sehen, wie am Pfingstsonntag die deutschen Bauern von allen Seiten zur Kirche geritten kamen. Sie wie Herren gekleidet, ihre Frauen und Töchter wie Damen in Hut und Schleier, in Seide und Sammet. Einige ritten auf Damensätteln, andre auf gewöhnlichen, wie die Männer. Die Kirche besteht aus einem fertigen Chor — und einem scheunenartigen Schiff, an dessen Dach die Sparren sichtbar sind. Die Damen sitzen nicht — wie sonst in brasilianischem Kirchen Brauch ist, mit ihren kostbaren Kleidern auf dem bloßen Boden, wohl aber knien sie auf demselben, ebenso die Herrn, und dieses Knien war mir sehr peinlich, denn der Gottesdienst wurde in deutscher und portugiesischer Sprache gehalten, und es schien, als ob die Gemeinde und ihr Seelenhirte nicht genug kriechen könnte. Der Geistliche stimmt den Gesang an, eine Orgel ist noch nicht da. Alles ist noch unfertig.

Saô Leopoldo ist die älteste deutsche Kolonie in diesem

Lande. Die meisten Bewohner sind als arme Leute aus Deutschland eingewandert — und wurden hier reich und wohlhabend. Es hat jetzt zwei kritische Perioden überstanden. Das erstemal bei dem Ausbruch der Revolution nahm es Partei: Raub, Todtschlag, Verwüstung der Kolonien, Tödtung und Verstümmlung des Viehs war die Folge davon. Dann arbeitete sich die Niederlassung wieder allmählig empor. Wohlstand, ja Reichthum stellten sich wieder ein — und in Folge davon Ueppigkeit, Brodtrunkenheit und Selbstüberschätzung. Wenn die Bauern ihre Bohnensäcke zur Stadt brachten, ließen sie den edlen Rheinwein — zu 3—4 Milreis die Flasche — in Strömen fließen, ja sie kegelten mit Champagnerflaschen. Heute trinken sie kaum ein Glas Schnaps oder Dreimännerwein oder ein wenig süffiges Bier. Sie trieben das Land in ihrer Nachbarschaft zu unerhörten Preisen hinauf. Da ihre Söhne — und sie pflegten deren viele zu haben — ebenso große Gutsbesitzer wie sie selbst werden sollten, so kauften sie für diese Kolonien zu 8000 bis 10,000 Milreis und wurden Landspeculanten; die Söhne traten in die Fußstapfen der Väter, ritten auf schönen Pferden in kostbar silberbeschlagenem Sattelzeug, die schweren Silbersporen an den hohen Reitstiefeln, den flatternden Poncho um die Schultern.

Um Geld zu verdienen, hatten sie nur nöthig, schwarze Bohnen oder Mais in den Boden zu stecken. Der Sack wurde ihnen mit 10—14 Milreis bezahlt. Aber der Rückschlag blieb nicht aus. Gute Ernten zu Bahia und Fernambuk, die Ueberführung des Marktes von Rio Janeiro mit diesen Artikeln, der nordamerikanische Krieg und die Unruhen in Monte Video hatten eine solche Entwerthung dieser Produkte zur Folge, daß der Sack Bohnen kaum zu einem halben Milreis verkauft werden konnte und ganze Schiffsladungen voll Bohnen ins Wasser geworfen wurden,

weil mit dem Erlös für dieselben nicht einmal die Fracht bezahlt werden konnte. Die Bestürzung unter den Leopoldinern war ebenso extrem, wie früher ihr verschwenderischer Leichtsinn.

Jetzt stoben sie nach allen Richtungen auseinander. Viele, die das früher gekaufte Land mit Zinsen bezahlen sollten, verloren den Kopf und verschleuderten es um einen Spottpreis. Viele wanderten aus. Von diesen kamen mehrere nach Saô Lourenco und zeigten sich als tüchtige Pioniere der Kolonisation. Sie besonders sind es, welche den dicksten Urwald zur Niederlassung aussuchen, weil sie wissen, daß da der ergiebigste Boden ist, frisch Hand ans Werk legen und wunderbar schnell wieder emporkommen.

Eines Morgens sah ich einen Mann hoch zu Roß im Galopp einhergesprengt kommen. Er trug einen im Wind flatternden Poncho und hatte ein schwarzes Kreuz im rechten Arm. Ein zweiter folgte ihm und hatte quer über den Sattel einen Sarg mit einer Kindsleiche. Das war ein Leichenbegängniß; dann sah ich wieder eines mit weiß und schwarz gekleideten Priestern und Chorknaben, brennenden Wachskerzen, Weihrauchfässern u. s. w., welches feierliche Leichenbegängniß sehr kostspielig sein soll. In Porto Alegre sah ich ein deutsches Mädchen beerdigen. Der Leichenwagen sah aus wie eine altmodische Staatskutsche, roth mit vergoldetem Schnitzwerk. Kutscher und Lakay in dreieckigem Hut, Frack, den Degen an der Seite, kurzen Hosen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen. Die deutschen Bürger Porto Alegres gaben dieser Leiche das Geleite zu Pferd. Der Kirchhof von Porto Alegre liegt eine starke halbe Stunde von der Stadt sehr schön am Abhange des Gebirges. In Saô Leopoldo erblickt man gleich über dem Flusse einige Kreuze am Wege, Denkmale eines begangenen Mordes: tout comme chez nous. Ich hielt mich hier einige Zeit auf,

besichtigte die Gerbereien, Potasche-Fabriken und Ziegeleien, versuchte das Leopolder Bier und den einheimischen Wein und fand, daß alles noch einer Verbesserung fähig ist.

Man kann nicht umhin zu bekennen, daß die traurige Krisis, welche im Jahre 1863 die Provinz Rio Grande heimsuchte, auch ihre guten Folgen hat, der Schlendrian des Feldbaus hört auf; man baut nicht mehr Bohnen, Welschkorn und Kartoffeln allein, man legt sich auch auf die Baumwollenkultur, den Hanf- und Flachsbau und sucht Produkte zu erzielen, welche bei geringerem Gewichte doch einen größeren Werth haben, als die oben genannten Feldfrüchte.

Derzeit traf der preußische Gesandte von Eichmann hier ein, nachdem eine Woche zuvor der Bischof seine Rundreise gemacht hatte. Auch fanden jetzt die Wahlen für die Wahlmänner statt und die Rührigkeit der Parteien ist hierbei so groß, als sie nur in England und Nordamerika sein kann. Auch hier bemerkt man, daß es einem deutschen Wahlkandidaten schwer wird, von seinen Landsleuten gewählt zu werden. Kann man den Deutschen ihres Fleißes wegen seine Anerkennung nicht versagen, so ist doch der Eigensinn ein eben so großer Fehler wie die Trunksucht, welche noch immer dem teutonischen Stamme eigen ist, obgleich er viel lieber zu Wein und Bier als zum Schnapse seine Zuflucht nimmt. Aber die letzte Krisis hat manchen nüchtern gemacht und es wäre nicht unmöglich, daß unsre hiesigen Landsleute sich zu Tetotallers bekehrten. Wie lange der religiöse, durch die Jesuiten erweckte Eifer vorhalten wird, muß die Zukunft lehren. Ich logirte bei Herrn Diel, dem Kapitän des Dampfschiffes, dessen Frau die Tochter des montevideoschen Ministerresidenten Schurz in Berlin ist — und hier in Folge der Missionspredigt sich zum Katholicismus bekehrt hat, die Tochter eines protestantischen Rationalisten die Frau eines katholischen Eiferers.

Die Picaden von Saô Leopoldo, die Pflanzungen und das Kolonistenleben sind anderwärts von geübten Federn so meisterhaft geschildert worden, daß ich sie hier füglich übergehen kann; ebenso die Landschaft selbst.

Das Frohnleichnamsfest in Porto Alegre.

Es hatte am Frohnleichnamstag geregnet, weßhalb die Prozession am nächsten Sonntag stattfand. Ich ging früh hinauf zur Kathedrale, von deren Terasse man eine schöne Aussicht auf das reizende Panorama von Porto Alegre genießt.

Einige Civil- und Militärpersonen standen schon vor der offenen Kirche, welche in ihrer Bauart den übrigen Kirchen Brasiliens gleicht, wie ein Ei dem andern, von innen mit rother Draperie und Flittergold decorirt ist und deren Statuen von Heiligen so grell lackirt und aufgeputzt sind, daß sie nur einem kindischen Geschmack zusagen können und dem wahren Schönheitssinn, der allein nur Andacht erweckt, Hohn zu sprechen scheinen.

Der Altar erhebt sich stufenweise bis zur Decke des Chors und auf diesen Stufen sind zuweilen dem Rang nach Engel oder Heilige aufgestellt; auf der höchsten die Himmelskönigin mit dem Kindlein — oder ein Deus menino — ein Göttlein. Obgleich diese Stufen breit sind, so sind sie doch so steil und hoch, daß es den armen Seelen allerdings schwer werden dürfte, auf dieser Jakobsleiter in den Himmel zu steigen. —

Im Schiff der Kirche sind nur an der Wand zwei lange Betstühle, sonst ist es leer, da die Gemeinde auf dem bloßen Boden zu knien . . oder zu sitzen pflegt. Es knieten auch schon einige schwarz gekleidete Matronen mit schwarzen

langen Schleiern über den Kopf, wahre Spuckgestalten hier — und allmählig kamen weiße, braune und schwarze Damen in größtem Putz und knieten andächtig da nieder. Selbst Sclavinnen waren im höchsten Staat und es ist räthselhaft, woher diese die kostbaren Shawls und Kleider bekommen mögen, welche deutsche Frauen und Mädchen in ihrem bescheidenen Anzuge vollständig ecclypsiren. Ist das krause Haar dieser afrikanischen Schönen etwas länger als gewöhnlich, so bildet es die merkwürdigste Perrücke — und unsre holländischen Seewölfe, die zu St. Katharina solche Schönheiten zum erstenmal sahen, meinten: sie trügen Bärenmützen auf dem Kopf. —

Jetzt treten auch Herren in die Kirche. Ministranten und jüngere Cleriker gehen von der Sakristei nach dem Hochaltar ab und zu, benehmen sich aber ohne Anstand und Würde. Einer z. B. trug ein Brevier auf den Altar. Er hielt das Buch zwischen Daumen und Zeigfinger und schlingerte es hin und her — wie ein ABC-Schütz mit seiner Fibel zu thun pflegt. Nun erschienen die Spitzen der Behörden aus dem Civil- und Militärstand, Uniformen der verschiedensten Farben und Gattungen, Epauleten mit Troddeln, die bis zum halben Oberarm herabhingen. Die Kirche füllte sich vollständig. Ich trat hinaus um etwas frische Luft zu schöpfen. Da kam das Militär mit klingendem Spiel anmarschirt und stellte sich neben der Kirche auf. Einige Kanonen waren auf dem Platze aufgefahren. Unter dem Glockengebimmel und dem Zudrang der Menge nahte sich der Bischof in dem feierlichen Zuge der Geistlichen, worunter man auch Mönche in braunen Kutten, langen Bärten und Sandalen an den Füßen bemerkte, sowie zwei Jesuiten, welche dem Bischof zur Seite gingen, (denn er ist selbst einer). Der Bischof ist ein schlanker Mann von ansprechenden Gesichtszügen, dunklen sanften Augen, gelbem Teint (er

ist von Bahia) und schneeweißem Haar, obgleich er in den besten Jahren zu stehen scheint. Sein Benehmen ist ernst und würdevoll. Er ist ein eifriger Streiter der Ecclesia militans und der Kampf der Liberalen gegen ihn ist sehr heftig und animirt.

Als er in die Kirche trat, verneigten sich die Anwesenden und zum Gruß ertheilte er ihnen den Segen. Dann nahm er auf seinem Stuhle, der auf einer erhöhten Estrade rechts vom Hochaltar stand, Platz und der Gottesdienst begann unter Begleitung von Kirchenmusik und Gesang, alles wie bei uns zu Lande. — Während des Gottesdienstes trugen die Ministranten große Wachsfackeln zu den Herren, zündeten sie an, löschten sie wieder aus — wahrscheinlich ohne weitern Zweck als um die Confusion zu vermehren. Zuletzt wurde der Bischof, der nur ein weißes Chorhemd mit dem violetten Sammtkragen trug, mit dem bischöflichen Ornat bekleidet, worauf er mit der Monstranz den Segen ertheilte und der Zug sich in Bewegung setzte.

Die Kirchenmusik verstummte; aber dagegen erhob sich außerhalb der Kirche ein Getöse, das Steine erweichen und Menschen rasend machen konnte. Die Glocken bimmelten (die Glocken werden in Brasilien nicht geläutet, sondern geschlagen) die türkische Musik mit der großen Trommel fiel mit Macht ein, die Kanonen donnerten, Schwärmer und Raketen zischten, knatterten und krachten. Jung-Afrika erbaute und ergötzte sich königlich an diesem Spectakel, selbst aus den Dachlucken und Schalllöchern der Thürme hingen afrikanische Sprößlinge, die den Schwindel nicht zu kennen scheinen, mit halbem Leibe heraus, um von der Augen- und Ohrenweide sich nichts entgehen zu lassen.

Einige der Herren schienen sich darüber zu mocquiren, daß sie der Feierlichkeit ex officio beiwohnen müßten, einer machte sogar zu seinen Glossen eine unästhetische Geberde,

gerade als der Bischof sich umsah. Er muß aber nichts bemerkt haben, denn er trug unsern Hergott ruhig weiter. Er ging unter einem Baldachin, dessen Decke aus einem golddurchwirkten Schleier bestand, der wenig Schatten gewährte; die vornehmsten Personen trugen diesen. Zu Rio Janeiro soll ihn der Kaiser selbst tragen helfen. Das Militär, das schon stundenlang in der brennenden, stechenden Sonne gestanden hatte, fiel mit gesenktem Gewehr auf die Knie nieder, als das Venerabile vorbeigetragen wurde. Vor ihm her ging eine Schaar Kinder als Engel verkleidet in Atlasschuhen, Trikothöschen, Crinolinen und darüber kurze weite mit Gold und Silber gestickte Flitterröckchen, Guirlanden und seidne Bänder in den Löckchen und Flügel von rosa oder himmelblauen Federn an den Schultern. Wie die kleinen Zierpuppen so patzig einherstolzirten! — In dem Aufzug hätten sie ebensogut in einer Kunstreitervorstellung, in der Oper oder auf einem Maskenball erscheinen können; — o vanitatum vanitas: die Eltern sind hiebei noch gecker als die kleinen geputzten Koketten.

Die Balkone der Häuser, durch welche der Zug ging, waren mit Blumen und bunten Teppichen geschmückt. Die Damen, welche festlich gekleidet auf diesen dem Schauspiel zusahen, waren ein nicht geringerer Schmuck des Festes. Unter diesen Brasilianerinnen erblickt man hin und wieder Schönheiten, deren Gesicht das reinste griechische Profil zeigt und zu Porto Alegre sind solche nicht selten. Ich hatte genug gesehen und ging nach Hause.

So wie dieses werden die meisten Kirchenfeste mit großem Gepränge gefeiert. Zu diesem Zwecke gehen schon Tage, ja Wochen zuvor bürgerliche Kirchenbettler in rothseidener Tunika ohne Aermel herum zu terminiren. Wo sie einen Beitrag erhalten, brennen sie vor dem Haus eine Anzahl Raketen ab, Raketen am hellen lichten Tage! — Bei dem

Feste selbst werden die Statuen und Bilder der Heiligen auf den Schultern andächtiger Bürger in feierlichem Zuge mit herumgeschleppt, wobei die begleitende Musik die brasilianische Nationalhymne zu spielen pflegt, die für alle Gelegenheiten, weltliche und geistliche Feste herhalten muß und deren Melodie lebhaft an jene erinnert:

Ach ich bin so müde,
Ach ich bin so matt! —

Die Herren in den Städten scheinen zwar in ihrem Eifer für solche Feste etwas flauer zu werden, die schönen Damen sind mehr passive Zuschauer, obgleich sehr andächtige; die Neger aber sind mit Leib und Seele bei diesen Festen und das ganze Gepränge des brasilianischen kirchlichen Cultus scheint auch auf diesen Geschmack der Neger berechnet zu sein.

Reise nach Taquari.

Mittwoch den 3. Juni, Morgens um 8 Uhr, ging ich von Porto Alegre auf dem Dampfboot den schönen breiten Fluß Jacuhy hinan bis nach dem Städtchen Triumfo, wo der Fluß Taquari hineinmündet. Es war frisch und neblig, als wir abfuhren, wurde aber Mittags sonnig und sehr warm, obgleich es jetzt hier Winter sein soll. Die Bäume sind aber alle grün, prangen hie und da mit Blüthen; hin und wieder öffnet sich der dichte Urwald; man erblickt die Pflanzung eines Kolonisten oder das Landgut eines Brasilianers mit ganzen Hainen voll goldprangender Orangen, deren süße Frucht jetzt in voller Reife ist. Einzelne Baumriesen erheben sich über den Wald und sind behangen mit dem sonderbaren Bartmoose, das vom Winde bewegt wie

das Haar verzauberter Nymphen daherweht. Weiter oben erblicken wir stattliche Gebäude mit ausgedehnter Weide; es ist eine große Schlachterei; tausende von Aasgeiern, schwarz wie Raben und so groß wie Truthühner, mästen sich zwischen Gänsen, Hühnern und Schweinen von dem Abfall des Fleisches. Haufen von Knochen und Hörnern liegen hier ungenützt am Ufer, welch ein willkommner Artikel für Knochenfabriken. — Kühe und Pferde weiden daneben, wie es scheint, unbekümmert um das Ende, das ihnen hier bevorsteht. Der Taquari ist ebenso schön, wie der große Jacuhy, seine Ufer noch wilder, verwachsener, seltner von Pflanzungen unterbrochen. Kleine Schooner gehen auf ihm bis zum Städtchen gleichen Namens. Die Leute an Bord des Dampfers sind sehr gefällig; wie alle Südländer besitzt auch der Brasilianer angeborne gute Manieren; nichts Grobes, Tölpisches, wie an unsern Nordländern.

Die Tafel an Bord ist gut, nur zu reichlich mit Fleischspeisen versehen. Man consumirt hier viel Fleisch, das auch sehr billig ist. Dem Maniokmehl habe ich noch keinen Geschmack abgewinnen können, auch ist die Zubereitung der Speisen mit Rinderfett nicht sehr angenehm. Kaffe und Zucker ist brasilianisches Product.

Das Städtchen Taquari liegt eine halbe Stunde vom Fluß entfernt auf einer Anhöhe. Der Weg dahin ist noch in einem mangelhaften Zustande. Wege im Allgemeinen gehören auf die schwache Seite dieser Provinz. Sie lassen noch viel zu wünschen übrig. Der Boden ist gut und fünf Meilen weiter oben gegen das Gebirge hin sehr geeignet für deutsche Ansiedler, die hier auch ein ausgezeichnetes Klima finden.

Taquary.

An dem steilen waldbewachsenen Ufer ist eine Anlände für das Dampfschiff, mit Steinen gepflastert, aber kein Haus oder Schuppen, wo die Passagiere oder das Gepäck für einen Augenblick untergebracht werden könnten. Seitwärts ist eine mit Häusern besetzte Straße und ein Kirchlein, und von da führt ein schlecht unterhaltener Weg eine gute halbe Stunde zum Städtchen hinauf. Da es dunkel zu sein pflegt, wenn man hier ankommt, so hat man schon auf diesem Weg gute Gelegenheit, über einen Stein des Anstoßes zu stolpern. Im Städtchen selbst aber, wo dann tiefe Finsterniß herrscht, ist es ein Wunder, wenn man bei dem schlechten Pflaster der Hauptstraßen oder bei dem ungleichen Trottoir nicht Arme und Beine bricht, ein Schwein über den Haufen — oder gegen ein Pferd oder ein Rind anrennt oder von den herrenlosen Hunden in das Bein gebissen wird. Bei gutem Wetter stehen freilich die kannegießenden Einwohner im dolce far niénte bis Mitternacht vor ihren Häusern und erörtern die hohe und niedere Politik, sowie ihrem scharfen Auge nichts entgeht, daß der Stadtdirektor selbst, wenn er einen Fremden wittert, die Dienste des Büttels übernimmt und den Ankömmling über das quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? wie es meinem Collegen Ave Lallemant passirt ist, in ein strenges Examen nimmt. Aber die guten Leutchen sind gar so bös nicht, als sie scheinen möchten. —

Bei der Feier eines Heiligen, besonders des heiligen Antonius, verwandelt sich dieses Dunkel in Tageshelle. Große Scheiterhaufen lodern dann inmitten der Straße, Schwärmer und Raketen krachen, eine türkische Musik mit großer Trom-

mel zieht von Haus zu Haus und alles schwärmt in dulci jubilo bis fern nach Mitternacht unter freiem Himmel umher. Die Häuser sind meist nur ein Stockwerk hoch von Ziegeln mit Mörtel aus Lehm aufgeführt und mit Kalk übertüncht. Die Fenster zum Auf- und Niederziehen eingerichtet, sind mit viel Holzarbeit überladen. Ist einmal eine Scheibe zerbrochen, so wird sie nicht wieder reparirt und gehörte das Fenster selbst dem Subdelegaten. Einige Häuser prangen auch mit Fayançeverzierungen. Außer den obengenannten Bummlern und einigen geschäftigen Müßiggängern sieht man nur Deutsche oder Neger arbeiten; letztere, besonders die Frauen, tragen Früchte und Backwerk hausiren und sollen bei dieser Gelegenheit auch noch das Kupplerhandwerk betreiben. Selbst auf Knaben von 12 Jahren machen diese Megären Jagd. Der Brasilianer findet das nicht sehr anstößig, ja wenn solche Knaben, wie es zuweilen vorkommt, krank werden, äußert er nur: Der Blitzjunge, er macht es gerade wie sein Vater! — Von Alt und Jung wird man berathen über Lungen- und Herzenskrankheiten, welche nur zu oft Folge der angeborenen oder erworbenen Lues sind. Zwei Franzosen waren kurz vor meiner Ankunft abgereist, die vermittelst des Baunscheidtischen Lebensweckers binnen 4 Wochen sich 32 Unzen = 1200 fl. ernadelt hatten. Dieser Lebenswecker steht hier in großem Ansehen und entspricht der Wirkung, welche die Brasilianer von einer medicinischen Therapeutik erwarten. —

Erst nahm ich meine Wohnung bei einem portugiesischen Vendenhalter, wo ich für die Hälfte des Hauses so viel Miethe zahlte, als er für das Ganze dem Eigenthümer J. Antonio Pintu entrichten mußte. Durch Ratten, Hühner, Geißen und ein schreiendes Negerkind, die mir den Besitz desselben streitig machten, daraus vertrieben, bezog ich ein kleineres Haus inmitten der Stadt, das ebenfalls dem edlen

Antonio Pintu angehörte, der mir nur zwei Milreis mehr per Monat abnahm, als den frühern Miethern. Es war ein Gärtchen am Hause mit einer Bordwand umgeben und ich nahm mir vor, eifrig darin zu arbeiten und die mitgebrachten Samenkernen zur Entwicklung zu bringen. Eitle Hoffnung! — erst flogen des Nachbars Hühner über die Bordwand und scharrten alles wieder aus, was ich eingesäet hatte, dann brachen Geißen durch und nagten selbst die Rinde von den Pfirsig- und Orangenbäumen; sie wollten sogar in das Haus dringen und dort die bekannten Rosinen zurücklassen; mit Mühe vertrieb ich sie, — aber selbst bei Regenwetter quartirten sie sich in den Backofen ein. Dann brach ein Mutterschwein durch die Bordwand, wühlte alles auf und legte sich gleichsam mir zum Hohne mitten in den Garten, in dem es auf eine unverschämte Weise den Tag über sich sonnte. Zuletzt machte eine Kuh mich hoffnungslos. Wie sie hereingekommen, weiß ich nicht; aber wohl wie hinaus. — Sie that einen kühnen Sprung und rannte die ganze untere Bordwand über den Haufen.

Nur mit Mühe brachte ich den edlen Senhor Antonio Pintu dahin, diesen Schaden ausbessern zu lassen, aber das Gärteln war mir verleidet.

Nicht viel besser ging es mir im Hause. Alles war frisch getüncht und aufgewaschen, als ich einzog — und ich eifrig bestrebt, es rein zu halten. Aber die edlen Senhores mit den ellenlangen Namen, den fürchterlichen Rittersporen und den leeren Taschen, welche mich mit dem tagtäglichen Besuch ihrer werthen Personen beehrten, rauchten ihre Stroh-Cigarren, warfen die Reste auf den Boden und spien auf denselben, daß ich alle Hoffnung aufgab, ein reines Zimmer zu erhalten. Dagegen ließ sich nichts thun.

Taquari, von Orangenhainen umringt, ist mehr als Eldorado; es ist die Stadt der edlen Steine, auf welche es

gebaut ist. Die Achate sind schon längst ein Handelsartikel für unser Deutschland geworden und die herrlichen Pinienwälder machen diesen Platz zum Stapelort des Bauholzes für die ganze Provinz; auch Bausteine und Platten von Sandstein werden hier gebrochen und zu Wasser weithin versendet. Man hält diesen Distrikt für einen der wohlhabensten des ganzen Landes. Die Brasilianer sind hier in der Mehrzahl und in dem Städtchen nur ein Dutzend deutscher Familien; aber in der nahen Kolonie Teutonia bereitet sich ein neues Kanaan für die Deutschen vor. Diese werden unfehlbar zu Glück und Wohlstand gelangen, nur müssen sie energische Charaktere sein und manche Schwierigkeiten und Hemmnisse überwinden. Das Land ist hier etwas höher im Preis als in den untern, nahe am Meer gelegenen Distrikten, aber die Produktivität ist auch größer. Auf die Vervollkommnung der Land- und Wasserstraßen muß das Augenmerk zunächst gerichtet sein. Dann wird das Innere dieses schönen Landes mit seinen Schätzen sich erschließen. Auch die nächsten Umgebungen können, wenn sie einmal nicht der Virhzucht allein dienen, sondern für den Landbau benützt werden, stark bevölkert sein.

Gold in Rio Grande do Sul.

Während meines Aufenthaltes zu Taquary begab ich auf Einladung der Gesellschaft Teutonia mich nach deren Lande, welches einige Meilen oberhalb und etwa 500 Fuß über der Meeresfläche liegt. Die nächste Umgebung von Taquary besteht aus wellenförmigem Hügelland, und das Städtchen selbst liegt auf einem langgestreckten Hügel, eine halbe Stunde vom Flusse landeinwärts, etwa 100 Fuß über

dessen Wasserspiegel, sicher vor jeder Ueberströmung, bei welcher der Fluß oft in kurzer Zeit über 30 Fuß hoch anschwillt. Der Boden der nächsten Umgebung besteht aus einer bunten Sandsteinformation, in der man bei Bohrversuchen auf eine schwache Soole zu stoßen pflegt — und welche überlagert ist von einem Geschiebe von Silikaten, worunter man viele Achate, Chalcedon, Carneol, Topas, Bergkrystalle und andere edle Steine trifft; ja, ich zweifle nicht, daß auch Diamanten in diesem Geschiebe vorkommen. Seit mehreren Jahren werden diese Steine in Fässern nach Europa versendet. Sie sind von der Größe einer Erbse bis zu der eines Straußeneies, meistens von runder Form mit einer matten Kruste überzogen und ziehen durch ihren Glanz und schöne Farben die Aufmerksamkeit auf sich. Der Schmied Johann Bart und der Schuhmacher Louter, zwei der reichsten Leute in Taquary, haben mit der Versendung dieser Steine ein schönes Geld gewonnen. Beide sind aus dem Fürstenthum Birkenfeld (Oldenburg), wo in dem Städtchen Oberstein die große Achatschleiferei sich befindet. Dieses Hundsrücker Ländchen hat die meisten und ärmsten Einwanderer nach Rio Grande geliefert — und heute sind fast alle gemachte Leute. Die schönsten Landgüter um Taquary herum befinden sich in ihren Händen. So besuchte ich einen, der ein solches von 400 Morgen für einige Tausend Milreis gekauft hat. Es liegt eine halbe Stunde von der Villa entfernt, besteht aus guten Wohngebäuden, einem Garten mit Orangenhain, großen Zuckerrohr- und Maniokfeld, einer Mühle dazu, weiten Grasflächen, auf denen eine schöne Rinderheerde und stattliche Pferde weiden — und einem Stück Hochwald, wo der Eigenthümer auch Achatsteine gräbt und versendet. Dem Manne sind die Spuren überstandener Noth und Sorgen in tiefen Furchen auf seinem Antlitz eingegraben. Seine Söhne und Töchter, welche im Lande geboren sind, sehen

aber frei und zuversichtlich in die Welt. Der Schuhmacher Lauter ist als ein armer Mann nach Taquary gekommen; heute besitzt er mehrere Häuser, eine Schlachterei, Gerberei, Schuster- und Sattlerwerkstätte, worin viele Gesellen beschäftigt sind; hat große Ländereien und auch Antheil an der Colonie Teutonia — nebst einem schönen Baarvermögen. Der Schmied Bart und sein Bruder, wahre Cyclopen, sind ebenso vermögende Leute. Die Hundsrücker waren in diesem Lande die Pionire deutscher Cultur und Civilisation und haben sich von St. Leopoldo aus nach allen Richtungen in dieser Provinz angesiedelt. Ihre Mundart ist einem Brasilianer unaussprechlich. Früher hielt ich das Pfälzische für das holprichste Deutsch, welches nach dem Ausspruche des alten Pfälzer Touristen das Mögliche in deutscher Euphonie leistet, wie der Vers zeigt:

Uf meine Reese hab ich g'hert bolisch,
Baierisch, russisch un tyrolisch.
Vun alle Sproche is awwer doch
Am schenschte noch die Pelzersproch!

So erhielt ich von der Frau des F. St., als ich nach ihm fragte, zur Antwort: „Er hot in die Vill gemacht zum Major Kreschtz, vun wege de Mule, die hun de Milje rutz und die Putz ufgfreß", d. h. er ist in die Stadt gegangen zu dem Major Kersting von wegen der Maulthiere, die haben allen Mais (Milho) ganz und gar aufgefressen.

Die Mineralien, welche der Boden dieser Landschaft enthält, versprechen dem kundigen Bergmann eine reiche Ausbeute. Eisen- und Kupfererze, Steinkohlen und Resinitlager, aber auch edle Metalle (Gold und Silber) sind vorhanden. Das Vorkommen von Gold in dem Bache Piratinim und in Lavras (bei Caça pava) war schon bekannt; daß es auch in dem Distrikte Taquary vorkomme, wußte man ebenfalls, da nach heftigem Regen in dem eingerissenen

Erdreich hie und da Stoffgold gefunden wird; — nun aber ist aus dem Oberland eine Quantität dieses Metalles gebracht worden, worunter Stücke von der Größe eines wilden Mandelkernes nach der Aussage des Finders in solcher Menge, daß die Goldausbeute mit der von Australien und Californien wetteifern könnte, wenn es mit der nöthigen Sachkenntniß und Mitteln exploitirt würde. Da nach einem alten Gesetze alles im Boden entdeckte Erz der Regierung gehört, so suchen die Goldfinder ihre Entdeckung geheim zu halten. Bei Ausbreitung der Cultur wird man aber die Schätze des Bodens an das Tageslicht fördern.

Der Weg nach der Colonie Teutonia geht zuerst durch Camp, d. h. freies, entwaldetes Hügelland, bekleidet von Graswuchs, hin und wieder mit Orangenhainen und Landgütern, welche Deutschen oder Brasilianern angehören. Nach einem Ritt von einer Stunde kamen wir zur Venda des Peter Michel, eines biedern Deutschen, der uns sogleich ein Pferd verschachern wollte. Seine Venda ist mit allem Möglichen versehen, Eisen- und Langwaaren, Getränken und Proviant, Crinolinen und Guitarren, so daß man von ihm sagen kann:

et miscuit utile dulci.

Vor seinem Haus ist eine Barriere oder Schlagbaum, vor welchem die Rosinanten der edlen Senhores mit hängenden Köpfen stehen, während die schwer bestiefelt- und bespornten Ritter an einem Glas Zuckerbranntwein (cachaca) oder Lisboawein, der ebenso vergeistigt ist, sich gütlich thun und dem dolce far niente huldigen. Michel hatte einen gelehrten Schneider, der um das Cap Horn nach Chile und Californien und dann über die Cordilleren nach den Plataſtaaten gewandert war, so ein zerfahrenes Genie, zum Gouverneur oder Schulmeister seiner Kinder angestellt, ein bemoostes, immer durstiges fideles Haus. Wir brachen wie-

der auf und trafen in den weiten Grasfluren außer Pferden und Rindern an Bächen und Pfützen Kibitze, Reiher, Schnepfen, Drosseln, Staare, Würger und Falken die Menge, aber außer einigen berittenen Brasilianern wenig Menschen. Wenn der Pflug des Landmannes diese weiten Fluren durchfurchte, so könnten Tausende und aber Tausende wohlhabender Menschen leben, wo heute nur wenige Camperos hausen.

Bald erhebt sich das bewaldete Gebirge in schönen Formen. Die ersten Abhänge sind mit Pinien (Pincheiros) bestanden. Jeder Baum mit seinen sonderbaren Aesten gleicht dem siebenarmigen Leuchter im Tempel Salomos. Aus der Ferne gesehen erscheinen aber ihre Kronen horizontal wie mit der Scheere geschnitten. Die eßbaren Samen der riesigen Zapfen sind die Lieblingskost der wilden Schweine, Affen und Bugres. Gerade aufrecht wie die Helden in König Etzels Saale mit den Schilden über ihren Häuptern zum Schutz gegen des Feuers Macht stehen die Riesen dieses Waldes, welche der Grundbesitzer Senhor Subdelegato Villa Nuova auf seiner Schneidemühle zu Canda Gallo unbarmherzig zusammensägt. Dieser Brasilianer ist der ächte Type eines Rio Gradenser Campjunkers. Gastfrei, chevaleresk, reich, verschwenderisch, für die Freiheit schwärmend und doch den Rückschritt repräsentirend; großer Gutsbesitzer, der fünf Pfund Silber in antideluvianischen Sporen an den Füßen trägt und doch kein Geld in der Tasche hat. Solche Gentlemens gibt es manche hier zu Lande.

Nun führt der Weg in das Gebirge; war er im Camp nicht gut, so wird er hier unbeschreiblich schlecht. Äste hiengen von den Bäumen, über den Weg lagen Baumstämme, spitze Stümpfe stacken aus dem Boden hervor, der nun ein moderiger Lehm, dann ein zerrissener Abgrund, dann ein bodenloser Sumpf war. Unsere Pferde setzten in vollem Rennen darüber hin, daß mir oft Hören und Sehen ver-

ging und es mir unbegreiflich schien, wie sie und wir mit ungebrochenen Beinen hindurchkamen. An dem Haus des Direktors der Colonie, Herrn Lothar de la Rue, eines Frankfurters, machten wir Halt und blieben über Nacht. Das Haus ist Eigenthum von Senhor Villa Nuova. Herr de la Rue hat es mit allem Comfort eingerichtet, was in dieser Waldeinsamkeit einen wohlthuenden Eindruck macht. Ein Halbdutzend gesunder Kinder fast im Naturzustande spielte um die glücklichen Eltern. Mein Landsmann empfing uns mit herzlicher Gastfreundschaft, und nach dem anstrengenden Ritte ließen wir seiner deutschen Küche Gerechtigkeit widerfahren. An die brasilianische kann ich noch immer nicht mich gewöhnen. Auch in culinarischer Hinsicht wird der deutsche Einfluß hier sich geltend machen.

Den nächsten Morgen besuchten wir die Colonie. Der Weg war wo möglich noch böser wie zuvor, obgleich der Direktor nicht wenig sich darauf vorstehen ließ. Aber auch heute kamen wir ohne Malheur davon, wenn wir schon mehrmals Gelegenheit hatten, in den durch Regen angeschwollenen Waldbächen zu ertrinken oder an den schlechten Brücken und Knüppeldämmen den Hals zu brechen. Wege, Brücken und Wasserbauten sind hier zu Lande noch im Embriozustande.

Als wir auf dem Grundgebiet der Teutonia ankamen, fand der Schimmel, den Herr de la Rue ritt, für gut, uns durchzubrennen. Die Herren setzten ihm zu Pferde eifrig nach und brachten ihn nach einigen Stunden abgemattet und schweißtriefend zurück. Mittlerweile stellte ich Betrachtungen über die Annehmlichkeiten des Colonistenlebens an.

Zuerst hat der neue Ansiedler nur ein Dach von Baumzweigen oder Palmblättern; dann eine Hütte von Flechtwerk mit Lehmwänden verstrichen. Er gewinnt dem Urwald so viel Boden ab, um sein Welschkorn zu pflanzen — und streitet um dieses mit den Wildsäuen, die schaarenweis in

seine Pflanzungen auf eine unverschämte Weise einbrechen und die halbe Ernte verwüsten. Wir trafen das Halbdutzend Colonisten gerade bei einer Wildschweinjagd, wobei zwar verschiedene Schweine erlegt wurden, aber die Hunde der Colonisten fürchterlich zerbissen und zerhauen von diesen gefährlichen Feinden zurückkamen. Wir sprachen bei dem Colonisten Hauenstein, einem sächsischen Maschinisten, ein, der hier den Hammer und die Feile mit dem Beile und Spaten vertauscht und ein schönes Stück Land urbar gemacht hatte. Er wollte nun einen Versuch mit der Baumwollencultur machen und, wenn diese gelinge, eine Spinnerei und Weberei einrichten. Er setzte uns einen vortrefflichen Wildschweinbraten und selbst erzielte Kartoffeln vor. Sein Haus war mit Brettern nothdürftig bekleidet. Des Nachts retirirte die Familie auf den Speicher, wo sie auch ihre Habseligkeiten barg. Alles sah noch sehr ursprünglich aus. Alles war aber auch im Wachsen und Gedeihen begriffen. Auf dieser Colonie würde ein Lehrer und ein Arzt willkommen sein. Es wohnen jetzt sechs Familien hier, die alle mit Kindern wohl gesegnet sind, welche wohl zu gedeihen scheinen.

Kleiderluxus ist ihnen unbekannt. Sie treiben sich den ganzen Tag im Freien herum. Je mehr Kinder ein Colonist hat, desto reicher dünkt er sich, da jede helfende Hand von großem Nutzen ist. Bis jetzt wohnen nur Deutsche auf der Colonie.

Der Boden bei den ersten Ansiedlungen ist eine schwarze fruchtbare Dammerde, das Gestein vulkanisch, eine dunkelgraue trachytische Lava mit weißen Krystallen. Die Pflanzungen liegen am Fuße einiger mäßig hoher kegelförmiger Berge, die mit den besten kostbarsten Holzarten bestanden sind. Dieser Boden ist überaus ergiebig. Man sollte aber bei der Cultur seine Aufmerksamkeit besonders auf solche Produkte richten, die bei dem geringsten Gewicht den meisten

Werth haben; also weniger schwarze Bohnen, dagegen mehr Baumwolle, Flachs, Hanf, Safran, Saflor, Mohn, Farben- und Arzneipflanzen. Der Weinstock gedeiht vortrefflich und wird bei sorgsamer Pflege edler Rebsorten ein gutes Gewächs erzeugen.

Der Preis einer Colonie von 100,000 Quadratbrassen oder 200 preußischen Morgen ist 700 Milreis gleich etwa etwa 1000 Gulden. Herr De la Rue will einen Weg in recta linea zum Flusse Taquary bahnen, der wohl befahrbar wird bis zu einem Punkte, wohin auf dem Flusse Dampfschiffe kommen können. Wasser ist hier in Ueberfluß. Die Estrella und Boa Vista eignen sich zum Abflößen des Holzes, die kleinern Bäche zur Anlage von Mühlen. Bei Landkauf ist hier Folgendes zu beachten:

1) Der Kaufkontrakt für eine solche Colonie kann in Porte Alegre oder in Taquary ausgestellt werden.

2) Der Käufer verpflichtet sich, innerhalb des ersten Jahres von dem Datum des abgeschlossenen Kaufkontraktes an wenigstens 50 Brassen Front an dem Wege aufzuhauen, diesen Weg, so weit er durch seine Colonie geht, stets 50 Palmen breit offen und rein zu halten, und wenn er es unterläßt, geschieht es auf seine Kosten durch die Direktion der Teutonia.

Hat der Käufer innerhalb dreier Monate den Kaufschilling nicht bezahlt, so verzinst er die Kaufsumme mit 8 Prozent, welche er an die Gesellschaft Teutonia zu entrichten hat.

Wege und Wasser zum Besten der Colonie hat der Käufer unentgeldlich abzulassen.

Streitfragen werden durch 4 Schiedsrichter entschieden, wovon 2 die Gesellschaft und 2 der Käufer stellt.

Der Käufer hat die Abgaben und Lasten des Kaufbriefes zu tragen.

3) Grenzstreitigkeiten zwischen Nachbarn auf der Colonie Teutonia sollen durch einen patentirten Feldmesser nach der Karte der Gesellschaft auf Kosten der streitenden Parteien endgültig entschieden werden.

4) So lange der Käufer keinen Kaufbrief besitzt, ist er nicht Eigenthümer der Colonie.

5) In dem Kaufbrief sollen die Bedingungen dieses Vertrages, welche auf längere Dauer Bezug haben, aufgenommen werden.

Für Deutsche, welche sich auf dieser Colonie Land kaufen wollen, ist es rathsam, wenn mehrere Familien zu diesem Zwecke in Deutschland sich vereinigen, in einem deutschen Hafen, wozu Hamburg am passendsten ist, direkt nach Rio Grande sich einzuschiffen. In Rio Grande angekommen, gehen sie auf einem Dampfschiffe bis Porto Allegre, von wo die Gesellschaft Teutonia für die Weiterbeförderung nach Taquary eine Schiffsgelegenheit bereit halten wird.

Auf der Colonie Teutonia angekommen, finden sie ein Gebäude für ihr vorläufiges Unterkommen, bis sie auf dem Lande, welches sie ankaufen, sich ein eigenes Haus errichtet haben, was innerhalb des ersten Jahres geschehen muß.

Das Material zu dem Haus können sie sich an Ort und Stelle verschaffen. Auch finden sie auf der Colonie Handelsleute, welche sie mit dem Nothwendigen gegen den Marktpreis versehen. Die von ihnen erzielten Produkte finden in Taquary und Porto Allegre Absatz.

In allen ihren die Ansiedlung auf der Colonie betreffenden Angelegenheiten können sie sich bei dem Direktor derselben Raths erholen. Je rascher sie sich einen eigenen Herd schaffen, desto eher werden sie sich hier heimisch fühlen. Das Klima ist mild, gesund und angenehm.

Eine Rio Grandenser Mahlzeit.

Der Steward (Schiffskellner) des Dampfers, ein hübscher höflicher Neger, läutet zum Essen. Er hat sich zu diesem Zwecke wie zu einem Feste aufgedonnert: feines weißes Hemde, weiße Hosen, rothe Schärpe und Glanzlederstiefeletten. Die Tafel ist schön servirt: weißes Tuch, englisches Porzellan, Gläser und Flaschen von Krystall, Löffel von Neusilber, Messer und Gabeln eisern mit kurzen Hirschhornheften, ein wenig krumm und hie und da an den Gabeln eine oder zwei Zinken abgebrochen. Unten an der Tafel stehen zwei große zinnene Wasserkannen von antiker Form, inmitten derselben zwei Karaffen mit Port- und Lisboawein.

Man nimmt Platz. Der Kapitän präsidirt. Die nächsten Plätze nehmen die Damen ein, wenn welche da sind. Wehe dir, wenn du den Ehrenplatz neben dem Kapitän erhältst! Die Brasilianer sind höfliche Leute. Die gute Lebensart verlangt, daß du die freundlich angebotene Suppe ebenso freundlich deinem Tischnachbar anbietest, der sich erst höflich weigert, dann die Suppe ebenso höflich weiter passiren läßt, bis alle 24 oder 30 Gäste versehen sind.

Jetzt machst du einen resoluten Versuch, deine Suppe zu essen. Unmöglich! es ist schwül und die Suppe heiß. Sie hat nur ein Fettauge, unter welchem breite Nudeln wie Bandwürmer hervorschimmern. Alles schmeckt so fettig-ranzig-säuerlich, wie schlecht lackirte Nürnberger Waare. Das kommt von einer Frucht her, welche die Brasilianer allen Gerichten beimischen sollen, und von dem Rindsfett, womit Alles bereitet wird. Habt ihr schon die kolossalen weißen Würste gesehen, welche in allen Venden aufgehängt sind? Es sind die Dickdärme der Zweihufer, in welchen der Rin-

dertalg bewahrt und zum Verkauf gebracht wird. Seitdem ich dieses Hauptingredienz der brasilianischen Küche kennen gelernt habe, glaube ich, daß die Russen Unschlitt zu essen im Stande sind.

Mittlerweile ist diese Suppe weggenommen; Teller, Messer und Gabeln gewechselt. Der Kapitän hat eine große Platte mit einem Berg von Kochfleisch vor sich stehen, in welches er gravitätisch hineinschneidet. Diese Fleischmasse ist garnirt von süßen Kartoffeln und den unvermeidlichen Maniokwurzeln; auch wird noch Kohl, auf englische Weise abgesotten, als Zuspeise mit Speck dazu gegeben. Du wünschest von den in einer grünen Flasche auf der Tafel stehenden Pickels, um das Fett mit etwas Saurem genießbar zu machen, und stocherst mit der etwas zu kurzen Gabel unter den widerspenstigen kleinen Gurken, grünen Bohnen, Zwiebeln und Blumkohlstücken herum; umsonst! doch halt, jetzt hast du etwas harpunirt! Viktoria! — es folgt bis in den engen Flaschenhals, noch ein herzhafter Ruck — und o weh! Der Atjar ist wieder abgeglitscht, die gelbe Senfbrühe fliegt dir über den Teller. Bestürzt und desperat ergreifst du das Glas mit dem rothen, stark mit Spiritus versetzten Lißboawein; ein Schluck — und der Fleischbrocken ist glücklich hinunter; brr! wie das brennt!

Fleisch vom Rinde, Hammel und Schwein, gesotten, gebraten, geröstet, in allen Gestalten, ist in Ueberfluß aufgetischt. Da sind auch die unfehlbaren schwarzen Bohnen und daneben eine braune Porzellanschüssel mit Goldrand, das Maniokmehl enthaltend, welches deutsche Neulinge Sägespäne nennen, das aber jedenfalls appetitlicher aussieht, als der Maniokbrei, den man im Verdacht hat, daß er schon auf irgend welchem Absceß als Cataplasma gedient haben könnte. Da die spartanische Suppe kein Hasenpfeffer war, so kann sie wohl aus schwarzen Bohnen bestanden haben.

Diesem Gericht nicht deine volle Theilnahme zu schenken, ist in den Augen des Brasilianers ein Sakrilegium.

Aber nun kommt das Leibgericht, der famose leckere Spießbraten! — Der Kapitän hat ein dunkelbraunes oder schwarzes Fleischstück vor sich und schneidet dir eine gute Portion davon herunter. Du tranchirst es in Würfel und versuchst es zu essen. Vergebene Mühe, wenn du kein Gebiß wie eine Hyäne hast, kannst du mit deinem Kauapparat einen solchen Bissen nicht zermalmen. Also repetatur potio! ein Schluck und ein Ruck — und der Würfel ist glücklich hinunter!

Du schielst nach einem Hühnerfricasse mit Reis, denn es wird dir bang unter diesen Carniforen, die unermüdlich an der Vertilgung des Rostbeafs, der vielen Coteletten und Rippenstücke fortarbeiten; aber du wirst es doch nicht wagen, eine Schüssel außer der Reihenfolge anzutasten? — Gott Dank! jetzt greift Alles nach einer Figur von Porzellan oder Silber, die eine durchlöcherte Kugel emporhält, die über und über mit Zahnstochern bespickt ist. — Welch angenehme Unterhaltung beginnt jetzt mit diesen Holzpfriemen, welche die Fleischreste aus den Rachenpallisaden entfernen!

Gerne würdest du aufstehen. Aber das Dessert ist aufgetragen mit den Leckerbissen, auf welche sich die Brasilianer etwas zu Gute thun. Den feinen Zwieback, die ranzige Butter, den bröckligen Käse läßt du unbeachtet; aber die Orangen! herrliche Apfelsinen! Paß auf, wie du sie issest, damit du dir keine Blöße gibst! — Jetzt bietet man dir die Creme des Desserts an, das Doce. Was ist das? Doce, douce, dolce, das Süße ist entweder eine Confitüre von Orangenschalen in Zucker — oder eine feste Latwerge von den herben Quitten bereitet, die mehlig-sandig-süßlich-fade schmeckt. Zuletzt kommt der Kaffee; die Unterhaltung wird lebhaft, jovial; die Damen ziehen sich in die erste

Kajüte zurück. Du eilst auf das Quarterdeck, ganz roth von der schwülen Hitze des Speisesaales, der wenig erquickenden Speisen und Getränke. Hier weht eine frische Luft..... Schäumend braust der Dampfer durch den spiegelglatten Strom, dessen Ufer von dem dichten schweigenden Urwald eingerahmt sind. Unsere Eichen- und Bucherhaine sind auch schön und vielleicht majestätischer, als diese üppige Waldvegetation. Aber reicher, mannigfaltiger sind sie nicht. Wie das helle Grün des Bambus das dunklere der höhern Waldbäume ausfüllt, wie die Palmenkronen über die wilden Feigenbäume emporragen, wie diese dichte Blätterhülle von rankenden Convolvulus und tausend andern Blüthen prachtvoll decorirt ist! Was mag wohl unter dem Dickicht verborgen liegen, eine Schlange oder ein Aligator? — Dort auf jenem dürren Ast sitzt ein Aasgeier, schläfrig und verdrießlich nach dem dampfenden Ungethüm hinschielend, das ihn aus seinen süßen Träumen aufgeschreckt hat. Und dann diese räthselhaften Bartmoose, die Usneen, welche im Winde hin und her wehen, wie die Bärte und Haupthaare der Waldgötter und Ureinwohner, welche diese bei den ersten Schlägen der Axt, womit der gewaltsame Fremdling in diese geheiligten Wälder eindrang, als Wahrzeichen an die Bäume aufgehängt haben — und dann entwichen auf Nimmerwiederkehr! — Wie geheimnißvoll säuselt der Abendwind durch die rauschenden Blätter in des Waldes düstern Gründen!

Die Sonne neigt sich ihrem Untergange zu und bestrahlt rosig das in der Ferne auftauchende Gebirge und die weißen Paläste und Kuppeln von Porto Alegre schimmern uns dort am Horizont entgegen. Der Wald lichtet sich, einzelne Landgüter werden sichtbar, der Strom wird breiter, belebter, die Inseln mehren sich, der Wasserspiegel wird zum Süßwassersee, wir sind aus dem Jacuhy in den Guaiba eingefahren und nahen uns dem Ziele dieser Reise.

Fahrt nach Saô Lourenço.

Nach der Mittheilung des Herrn Rheingantz war außer dem Engländer Plant bisher noch Niemand auf seiner Colonie, der sie mit wissenschaftlichem Auge durchforscht hätte, obgleich es an Besuchern dieses schönen Landstrichs nicht zu fehlen pflegt. Ich nahm deßhalb die Einladung dieses Herrn, nach Saô Lourenço zu kommen, um so bereitwilliger an, als ich dieses Land näher kennen zu lernen wünschte, dessen Boden die Einen als sumpfig, die Andern als steril schilderten. Die Einen ließen der Kolonie und ihrem Gründer volle Gerechtigkeit widerfahren, während Andere ihr alle Lebensfähigkeit absprachen. Herr von Eichmann, der preußische Gesandte, ist auf seiner Tour durch die Provinz nicht hierher gekommen, obgleich Herr Rheingantz Sr. Exzellenz zu diesem Zwecke bereitwillig ein Dampfboot zur Disposition gestellt hat, was um so befremdender ist, als es dem preußischen Staatsmann von Interesse sein mußte, das Loos der Rheinländer und Pommern kennen zu lernen, welche der Mehrzahl nach diese Colonie zuerst besiedelt haben und alle aus dem Königreich Preußen gebürtig sind.

Ein Herr Rosenbaum aus Hamburg, welcher eine hydraulische Presse zur Gewinnung von Amendoimöl hier aufstellen wollte, begleitete mich dahin. Wir begaben uns demnach Samstag den 15. August Morgens gegen 11 Uhr an Bord der Hiate Flor de Saô Lourenço unter der Führung des Jacintho, eines unternehmenden Brasilianers. Eine Hiate (zu deutsch Yacht) ist ein zweimastiges, zum Transport von Gütern eingerichtetes Fahrzeug mit einer kleinen Kajüte am Hintermast. Die unsrige ist als ein guter Segler bekannt, weßhalb wir auf ihr die Reise unter-

nahmen. Obgleich sie vollgeladen war, hatte Jacintho doch noch ein Dutzend Passagiere, Colonisten von Saô Lourenço und eine Familie aus Petropolis, welche hier sich ansiedeln wollte, mitgenommen, weßhalb das Fahrzeug etwas überfüllt war. Der Anfangs etwas günstige Wind wurde bald flau, Abends conträr, so daß wir oberhalb Saô Joze do Norte vor Anker gingen und diese Nacht blieben. Den folgenden Tag kamen wir bis vor den Fluß von Pelotas, und eine Bui veranlaßte uns, hier einzulaufen, so daß wir die Häuser und Kirchen dieser gewerbtreibenden Stadt, der drittgrößten dieser Provinz, in welcher jährlich mehrere hunderttausend Rinder, welche den Hauptausfuhrartikel bilden, geschlachtet zu werden pflegen, sehen konnten. Vor der Mündung des Flusses starrten die eisernen Räder eines gesunkenen Dampfschiffes aus dem Wasser empor, und die sumpfige Niederung war belebt von weidenden Rindern und Pferden, während an dem Ufer eine Menge Wasservögel sich aufhielt. Den folgenden Tag kamen wir bis an eine niedrige, waldbewachsene Halbinsel, auf der wir eine indobrasilianische Fischerfamilie besuchten, deren Frau eine Chine war. Ich betrachtete diese und ihre acht Kinder mit großem Interesse, da eine Chine von halbindianischer Abstammung ist. Diese Frau hatte sich noch wohl conservirt und noch jetzt einen angenehmen Gesichtsausdruck. Ihre älteste, etwa 16jährige Tochter war ein reizendes Naturkind, die übrigen Kinder gesund und stark, ein unverdorbenes Geschlecht. Sie wohnten in einem Haus mit Lehmwänden und einem Strohdach, dessen Wände mit einigen Lithographien, bunten Heiligenbildern, geziert waren. Vor der Hütte lag am Strande ein großer faulender Schuppenfisch (ein Seekarpfen), an dessen Fleische einige Gänse und Hühner sich gütlich thaten. Feld- und Gartenbau hatten sie nicht, aber Rinder und Pferde, weßhalb wir Eier und Milch er-

halten konnten. Diese Fischer empfingen uns mit liebenswürdiger Gastlichkeit.

Erst am Morgen des vierten Tages kamen wir vor die Mündung des Saô Lorenço, eine Reise, die man bei günstigem Winde in 5—6 Stunden zurücklegen kann.

Wir hatten in dem beschränkten Raume viel Ungemach ausgestanden. In nächster Zukunft dürfte von Rio Grande, Pelotas und Porto Alegre nach Saô Lorenço eine Dampfschiffverbindung hergestellt sein.

Das Ufer, die Praia, ist sanft ansteigend, geschmückt mit Bäumen, worunter einige riesenhafte wilde Feigenbäume, deren Laubkronen ganze grüne Hügel bilden. Höher oben erheben sich die Landsitze der Brasilianer Senhor Joze Antonio de Oliveira Guimaraêz und Senhor Joze de Santos Abreu mit den unvermeidlichen Orangenwäldchen und weiter Aussicht über die Lagoa dos Patos.

Diese Herren besitzen das offene Campland bis an das Gebirge, auf welchem zahlreiche Heerden weiden und ein Haufen afrikanische Sklaven im dolce far niente, die Herren aber in genügsamer, anständiger Armuth leben, während bei gehöriger Benutzung dieser Ländereien sie wie große Lords leben könnten.

Der Fluß zieht sich mit vielen Krümmungen landeinwärts, ist hier über 20 Fuß tief und größern Fahrzeugen zugänglich. Jetzt stehen hier nur ärmliche Hütten, einige Packhäuser und eine Ziegelei, während bei der günstigen Lage in kurzer Zeit eine Stadt sich erheben würde, wo Handel und Verkehr eine zahlreiche Bevölkerung nähren könnte.

In einer Venda (Verkaufslokal) traf ich den jungen Berger, früher einer der fleißigsten Lateinschüler an dem Pädagogium zu Dürkheim a. H., welcher auch hier in unglaublich kurzer Zeit die portugiesische Sprache erlernt hat

und gewiß eine gute Carriere gemacht haben würde, wenn er nicht zu frühzeitig geheirathet hätte.

Dieser junge Mann war mit 17 Jahren hieher gekommen, hatte ein 16jähriges Mädchen, die Tochter eines Basken, geheirathet, und durch diese vorzeitige Verbindung und Etablirung seiner Carriere geschadet, da ihm bei seinen Talenten eine bessere Zukunft zu Theil geworden wäre. Jetzt war sein Schwiegerpapa der fleißigste Kunde der Venda, der es besonders auf Alles, was geistig war, abgesehen zu haben schien, sicher nicht zum Vortheil des Saldos in der Kasse. Er war mir behilflich zum Fortkommen mit einem Reitpferde. Zuvor besuchten wir noch den Gutsbesitzer Senhor Guimaraëz, bei dem wir dinirten und uns dann auf den Weg nach dem Gebirge begaben.

Die Kolonie.

Saõ Lourenço liegt 16 Meilen (Legua = 1¼ Stunde) oberhalb Rio Grande an der Festlandsküste der Lagoa dos Patos auf dem 32. Grad südlicher Breite und umfaßt in 1400 Kolonien (jede zu 100,000 Quadratbrassen [1 Brasse = 2 Metres] oder 200 Morgen) zwölf Quadrat-Leguas; drei Leguas von der Praia des Flusses gleichen Namens entfernt in dem Gebirge, welches von dem Fluß Piratinim bis zu dem Camacuam in seinen höchsten Spitzen nur bis zu 1000 Fuß sich erhebt. Dieses Gebirge hat den Granit zur Grundlage und ist von sanften malerischen Formen, welche an den Odenwald von Darmstadt bis Heidelberg (die sog. Bergstraße) erinnern, nur mit dem Unterschied, daß hier mitten im Winter das lebhafteste Grün Alles überdeckt, die Orangenbäume voll goldener Früchte hangen, die Palmen mit ihren majestätischen Kronen stolz über den Urwald emporragen und daß ein blauer südlicher Himmel sich darüber wölbt.

Das von den Colonisten bis jetzt besiedelte Land liegt zwischen 300 bis 400 Fuß über der Meeresfläche. Das Gebirge zieht sich von Südwest nach Nordost, ist wasserreich und von obgenannten beiden Flüssen sowie dem Arroio grande theilweise durchströmt. Warme Quellen oder Mineralbrunnen sind bis jetzt noch keine aufgefunden; dagegen ist das Wasser der Bäche und Quellen wegen der Bodenbeschaffenheit dem Granit, fast chemisch rein, frisch und der Gesundheit zuträglich. Kröpfe kommen hier nicht vor. Die verschiedenen Felsarten sind noch einer nähern Untersuchung vorbehalten. Der Boden ist zufolge seiner erhöhten Lage und des vorherrschenden Urgesteins frei von Miasmen und größtentheils von ausgezeichneter Fruchtbarkeit. Die Erzeugnisse dieses Bodens sind fast dieselben wie in den übrigen Distrikten von Rio Grande, nur habe ich die Pinie nicht in der Schönheit und Fülle angetroffen, wie z. B. in Taquary. Dagegen kommen auch hier in dem Walde die edelsten Holzarten vor. Auch die den Maté liefernde Ilexart habe ich angetroffen, jedoch von geringerer Güte als die in Uruguayana. Sarsaparille wächst überall in der Wildniß und könnte mit Vortheil selbst von Kindern gesammelt werden. Ebenso häufig ist die Guako, die frisch wie die Tabakspflanze riecht und getrocknet einen prägnanten Vanillegeruch entwickelt und hier als specificum gegen Gicht, Rheumatismus und Syphilis gilt. Die Palmen erreichen eine Höhe von nahe an 100 Fuß, ebenso die edleren Holzarten.

Die Temperatur variirt im Sommer von + 18 bis 28° R., im Winter von + 8 bis 18° R. und sinkt nur in einzelnen Fällen bis zum Gefrierpunkt herab, so daß Eis, Schnee oder Schloßen wohl zuweilen sich bilden, aber schnell wieder wegschmelzen. Die Folge dieser gleichmäßigen Temperatur, der schönen Lage, des Mangels an Sümpfen ist eine treffliche Gesundheit, deren sich Thiere und Pflanzen

erfreuen. Da Miasmen nicht vorkommen, so sind auch Fieber oder sonstige epidemische Krankheiten hier unbekannt — und dies herrliche Klima sagt dem nordischen Einwanderer so zu, daß er seine ganze Thatkraft, geistige und körperliche Fähigkeit erhält, die ihm ein so großes Uebergewicht vor dem schlaffen Naturell des Südländers sichert. Darum mag man es ein Glück für die deutschen Colonisten nennen, daß die bessern Ländereien an den Ufern der Flüsse und Seen dieses Landes schon längst in Händen von Brasilianern und hoch im Preis sind. Dadurch ist der deutsche Colonist veranlaßt, mehr im Innern des Landes sich anzubauen, sich ausschließlich dem Landbau zu widmen und in der anstrengenden Arbeit desselben seine Thatkraft zu conserviren, während in den flachen Niederungen der Ansiedler mehr auf die Viehzucht sich zulegt, dem Handel nachgeht und die Cultur des Bodens nur oberflächlich und nachläßig betreibt. Trägheit und saloppes Wesen erfassen dann auch den Fremden; die Arbeit wird vernachläßigt; sie ist mehr Sache der Sklaven und schändet den Freigebornen, so daß dieser zuletzt durch und durch Brasilianer wird.

Der Deutsche aber findet in der Arbeit seine Ehre und sein Glück. Darum mag auch ein Kaufmann, ein Arzt ein Lehrer oder Gelehrter eine Brasilianerin lieben und heirathen und in dieser Verbindung glücklich werden; — der deutsche Colonist ist ein verlorener Mann, wenn er eine Brasilianerin heirathet. Hier wird übrigens dem Colonisten die Ehe erleichtert, und in der Ehe sowie in der Arbeit findet er das beste Präservativ für seine Tüchtigkeit: eine dauerhafte Gesundheit und Stärke.

Die klimatischen Verhältnisse dieses Landes sind einer Bewirthschaftung desselben auf deutsche Art sehr günstig. Es gedeihen fast alle Getreidearten, die in unserer Heimath vorkommen, und auch jene, die dem Lande eigenthümlich

sind. Gemüse und Gartengewächse sind von seltener Güte; Obst- und Weinbau wird ausgezeichnete Resultate liefern. Die Anpflanzung der bessern Futterkräuter ermöglicht die Viehzucht auf deutsche Art. Handels- und Arzneipflanzen versprechen dem Colonisten einen schönen Gewinn.

Das Vieh ist jetzt schon in dem Gebirge kräftiger, besser genährt als in der Niederung. Bei gehöriger Pflege der Hausthiere wird man überraschende Resultate erzielen. Auch Bienenzucht und Seidenkultur ist lohnend.

Was die weitere Verarbeitung der Landesprodukte leisten wird, bleibt der Zukunft vorbehalten. Die Schätze, welche der Boden enthält, werden sich dem sachkundigen Bergmann erschließen: Fabriken und Manufakturen werden entstehen.

Ritt zu Herrn Rheingantz.

In Begleitung der Colonisten Schneider, Vater und Sohn, ritten wir durch das offene Camp, auf welchem zahlreiche Pferde und Rinder weideten. Das Gras erschien graubraun, hie und da, wo es niedergebrannt war, selbst schwarz. Das Vieh war mager und leidet in den Wintermonaten Mangel, denn trotz der höhern Temperatur steht die Vegetation doch stille — und da kein Wintervorrath eingesammelt wird, gehen viele Thiere aus Hunger zu Grunde. Wir sahen auch häufig das Aas gefallener Pferde und Rinder, an dem sich Aasgeier, Falken und Habichte gütlich thaten. Diese Vögel sind gar nicht scheu, da sie die medicinische Polini wahrnehmen und der Verpestung der Luft durch das Verzehren des Aases vorbeugen. In der That sieht man auch lieber die schönen Formen des Karakara: circaëtus brasiliensis, selbst des Aasgeiers: cathartes atratus, als Wölfe, Schakale oder Ratten und Raben. Auch die Kibitze erhoben bei unserm Vorüberreiten ihr Geschrei und an einzelnen Pfützen flogen Schaaren von Wasservögeln auf.

Der Weg war breit, etwas sandig, aber fest und besser, als ich erwartet hatte; freilich in den Niederungen des wellenförmigen Bodens mußte man durch Wasserlachen reiten, denn an Abzugsgräben oder Brücken ist vor der Hand noch nicht zu denken. Allmälig erhob sich der Boden, und der Granit lag als Gerölle oder als Fels offen zu Tage. Auf einer Anhöhe erreichten wir nach scharfem Ritt das brasilianische Dorf Boquairão, welches eine malerische Lage hat. Eine Ananashecke rechts vom Wege und ein ganzes Beet voll blühender weißer Rosen links faßte es ein; die Häuser standen zwischen Pfirsich- und Orangenbäumen, letztere überladen von Früchten. Hier machten wir vor einer Venda Halt und erquickten uns an einem Glas Lisboawein und gutem Zwieback. Es ist etwa die Hälfte des Weges zur Colonie. Nun ging es durch Wald über Hügelrücken und bald waren wir auf dem Gebiete des Herrn Rheingantz. Zuerst ist der Boden auf diesem breiten Hügel ockergelb, lettig, grobkieselig und mager, wie auch die spärliche Waldvegetation beweist; sowie aber der Humus zunimmt, wird der Boden ergiebiger, die Vegetation kräftiger — und jetzt beginnen bereits die einzelnen Ansiedlungen und Rodungen zu beiden Seiten des Weges. Bald erreichten wir in einem Hochthal mit sanften Abhängen die Wohnung des Herrn Rheingantz, wo wir von der Familie auf das Freundlichste empfangen wurden und heimischer Comfort uns umgab, auch eine trefflich zubereitete Mahlzeit uns erquickte.

Herr Rheingantz aus Sponheim bei Kreuznach gebürtig — besaß früher eine Firma in Rio Grande und erhielt vor sechs Jahren dieses Land zum Zweck der Besiedlung mit deutschen Kolonisten. Er ging nach der Heimath, brachte Eltern und Geschwister mit zurück und veranlaßte viele seiner Landsleute, sich ihm anzuschließen und mit hierherzureisen. Aber gerade diese seine Landsleute, dem Proletariat ange-

hörig, verursachten ihm hier die meiste Mühe. Er brachte sie vorläufig auf seine Kosten hierher und als von ihnen später die Vorschüsse für die Passage und die erste Unterhaltung zurückbezahlt werden sollten, begann der Hader. Ein solches Land zu colonisiren erfordert bedeutende Mittel. Glauben nun diese Leute: der Gründer der Kolonie nehme diese zu bedeutenden Zinsen auf — und strecke ihnen die Vorschüsse zinsenfrei vor, so irren sie freilich. So viel mir bekannt geworden ist, rechnet Herr Rheingantz nur den landesüblichen Zinsfuß zu sechs Prozent. Dennoch beschweren sich diese Leute, welchen es zu Haus nie so wohl ging, wie hier. Auch klagen weder die Pommern, noch die hieher übergesiedelten jungen Leopoldiner — und die Leute, welche einige Mittel mitbrachten, sind alle zufrieden. Nur diese Rheinländer sind aufsäßig. Man muß aber unsre störrischen Proletarier kennen, um das zu begreifen. Mancher Bauer ist schlitzöhrig genug, sich für ganz mittellos auszugeben, um, wie er sich einbildet, freie Ueberfahrt und kostenlose Unterhaltung für die erste Zeit seiner Niederlassung zu genießen. Soll er dann später die verursachten Kosten vergüten, so klagt er über Uebervortheilung. Der rechtschaffene Mann weiß aber, daß nur der Tod umsonst ist, und daß im Leben eingegangene Verpflichtungen allüberall erfüllt werden müssen. Dies sollten sich unsre Auswandrer merken, dann würden sie durch vielversprechende Agenten nicht so leicht sich verlocken lassen, wie es bei den Auswanderern nach den nördlichen Provinzen Brasiliens der Fall war — und leider noch ist.

Mutter, Bruder und Schwestern leben mit der Familie Rheingantz, die aus sechs Söhnen und einer Tochter besteht, in bester Harmonie zusammen. Der Vater wurde bei einem Ritte von einem Pferde erschlagen; die Mutter ist eine noch rüstige 75jährige Rheinländerin. Der Bruder und die Schwestern

gehen in der Haushaltung emsig mit — alles ist auf deutschen Fuß eingerichtet und geht einen geregelten Gang.

Ein Herr Wilhelmi aus Köstritz, früher preußischer Unteroffizier, ist Buchhalter und unterrichtet die Kinder. Er hat Aussicht auf der Kolonie Vicedirector zu werden. Herr Rheingantz ist ein Mann in den besten Jahren von robuster untersetzter Statur, der für sein Unternehmen leibt und lebt — und nach allen Seiten hin eine musterhafte Umsicht und Thätigkeit entwickelt.

Er bewohnte an der Stelle, wo einmal das Städtchen oder Municipium sich erheben soll, ein Haus, das zwar größer, aber weniger gut gebaut ist, als das manches Kolonisten. Wegen Vermehrung der Geschäfte war er aber Willens, an die Praia zu ziehen — und hatte dort vorläufig an seinem Packhaus einige Zimmer anbauen lassen, während sein Schwager Reguli, ein geborner Ungar, von Rio Grande nach der Kolonie zu ziehen und das Haus des Herrn Rheingantz zu bewohnen im Begriffe war.

Abends saßen wir vor dem wohlgeheizten Ofen; es regnete die ganze Nacht hindurch, so daß wir kaum an einen Ansflug für den nächsten Morgen denken durften. Ermüdet suchten wir frühzeitig das Lager und hüllten uns in die wärmenden Decken, denn es war hier 400 Fuß über dem Meer mitten in der rauhen Jahreszeit, selbst auf dem 32° Breite, und im Lande der Palmen und Orangen, empfindlich kalt.

Am Morgen nach einem vortrefflichen Frühstück besuchten wir unsere Reisegefährten, die Familie Schneider, welche in der Nähe wohnt. Man kommt erst an dem Haus eines wirklichen Schneiders aus Holstein vorüber, eines netten Mannes von städtischem Aeußern, dessen neue Wohnung ihn sammt dem Platze 800 Milreis gekostet hatte. Schneiders Haus lag inmitten seiner Kolonie auf einer Anhöhe; es ist eines der bessern von wohlgefügtem Gebälke, das

Fachwerk der Wände ist mit Lehm bestrichen, mit Kalk übertüncht, das Dach von brasilianischen Hohlziegeln mit einer Gosse von Zinkblech. Es hat vier Glasfenster und eine Flügelthür mit Glasscheiben in der Fronte, ist von Innen gedielt und mit Holztafelung lambrirt. Die Schreinerarbeit ist sorgfältiger; denn der Sohn ist Schreiner und hat sie selbst verfertigt. Zum Hause gehören $1^1/_2$ Kolonien = 350 Morgen Land. Schneider war früher zu Donna Francisca in der Provinz St. Katharina gewesen, hatte aber dort nicht gedeihen können und hierherzogen, wo es ihm besser ging. Er hatte Söhne und Töchter, — der älteste ist mit einer hübschen jungen Frau glücklich verheirathet, — einen schönen Viehstand und gut bestellte Felder. Er ist aus der Gegend von Trier zu Hause und scheint ein practischer Landwirth zu sein, der sich in zunehmendem Wohlstand befindet. Sein Haus ist der Versammlungsort der Rheinländer und um die 14 Tage ist da Tanzmusik, wenn der Vollmond die Straßenbeleuchtung übernimmt und den benebelten Gästen heimleuchtet. Vater Schneider braut auch Bier, — freilich kein Bock oder Broihahn, aber doch immer empfehlenswerther als der diabolische (cachaça) Schnaps oder Zuckerbranntwein; ja selbst gesunder als der dunkelrothe stark alkoholisirte Lisboawein. Vater Schneider ist ein schlauer Politikus und aspirirt auf eine Schulzenstelle. Möge sein Wunsch erfüllt werden.

Wegen dem regnerischen Wetter kehrten wir wieder nach Haus zurück und lernten viele Leute kennen, die heute bei Herrn Rheingantz einsprachen. Es leben jetzt eintausend Deutsche auf der Kolonie, meistens Bauern, doch auch viele Handwerker, zwei Lateinfarmer und ein Blaustrumpf. Man ersieht hieraus, daß der Gelehrtenstand hier noch nicht übermäßig vertreten ist. Bei einer solchen Seelenzahl war Herr Rheingantz darauf bedacht, für Lehrer und Seelsorger zu

sorgen. Es meldeten sich zwei Lehrer: ein katholischer und ein protestantischer. Herr Rheingantz erbot sich, den Platz für ein Schulhaus gratis abzugeben. Die Rheinländer konnten sich aber hierüber nicht einigen und das Projekt kam bei ihnen nicht zu Stande. Die protestantischen Pommern dagegen erbauten in ihre Picade ein Schulhaus und stellten den katholischen Lehrer zum Unterrichtertheilen für ihre Kinder an, welche jetzt den Segen einer geregelten Schulbildung genießen, während die Kinder der katholischen Rheinländer desselben entbehren. Auch war Herr Rheingantz mit einem protestantischen Domine in Unterhandlung, einem gewissen Pastor Schmidt, dessen Antecedentien freilich seine Befähigung zum Lehramte nicht erweisen. Die katholischen Kolonisten gingen Sonntags zum Dorfe Boquairaô nach der s. g. Kapelle in die Kirche. Trauungen fanden zu Pelotas statt. Auch die Protestanten ließen ihre Kinder vom nächsten katholischen Geistlichen taufen. — Bei zunehmender Seelenzahl werden die einzelnen Confessionen ihre eignen Gotteshäuser und ihre Seelsorger haben. Dies ist dem Gründer der Kolonie von der brasilianischen Regierung garantirt.

Ritt in die Picaden.

Die Nacht über hatte es wieder geregnet; alle Bäche und Flüsse waren ausgetreten. Dennoch kam Mittags der vierspännige Leiterwagen mit unserm Gepäcke an, worauf auch die Familie aus Petropolis sich befand. Beim Uebergang über den angeschwollenen Fluß hatten diese Leute Lebensgefahr ausgestanden. Sie zitterten vor Kälte und wurden für die Nacht im Hause einquartirt. Die Kälte war unangenehm, obgleich der Thermometer + 10° R. nachwies; man ist eben durch die Wärme verwöhnt und empfindlicher gegen den Einfluß der Witterung.

Herr Rheingantz theilte Lein- und Baumwollensamen unter die Kolonisten zur Aussaat aus. Auch hat er Weinreben empfangen und die Kolonisten verschaffen sich junge Obstbäume von Pelotas. Der Maulbeerbaum gedeiht vortrefflich und wird auch die Seidenkultur gelingen. Ich empfahl die Anpflanzung des weißen Mohnes, des Safrans und Saflors und Einsammlung der Sarsaparille.

Diesen Nachmittag ritten wir an eine Stelle, wo ein Erzlager gefunden sein sollte. Es ist gleich am Anfang dieses Landes bei der Kolonie Nr. 2. Ich fand eine 8 Fuß tiefe Grube in das Gestein gehauen. Dasselbe bestand oberflächlich aus einer Eisenschlacke und Brauneisenstein und darunter anstehend Prophyr. Der Eigenthümer dieser Kolonie war eifrig am Graben nach Schätzen und vernachläßigte darüber sein Land, an welchem er noch nichts abbezahlt hatte. Er war aus Oberstein, seinem Handwerk nach ein Achatschleifer und zeigte uns verschiedene schön geschliffene Achate von seiner Arbeit. Seine drei ältesten Söhne waren nach den Plataſtaaten gegangen, ebenfalls Schätze zu suchen und der eine durch Unvorsichtigkeit erschossen worden. Eine Tochter hatte der Hamburger Schiffskapitän, mit dem sie ausgekommen waren, geheirathet. Sie hatten noch drei hübsche Kinder bei sich. Als ich von den edlen Steinen zu Taquary erzählte, war der Mann ganz Ohr. Er sagte mir, er suche besonders einen grünlichen halbdurchsichtigen Jaspis mit rothen Flecken wie Blutstropfen: das sei der werthvollste. Vielleicht wäre der Mann zu Taquary ganz an seiner Stelle. —

Neben dieser Familie wohnte eine andere, die ebensowenig zu prosperiren schien. Ein Knecht aus der Gegend von Trier hatte die Tochter seiner Dienstherrschaft entführt — und hier in der Hoffnung, daß Eltern und Verwandte (ein Oheim soll Domprobst in Köln sein) sich mit ihnen aus-

söhnen würden, eine bereits angebaute Kolonie für 1600 Milreis gekauft. Aber die Hülfe aus der Heimath blieb aus — und sie können nun die Kolonie nicht bezahlen. Ich habe bereits erwähnt, daß der Anfang der Kolonie weniger ergiebigen Boden und krüppelhaften Wald hat. Wenn man diesen Wald rasirte, könnte man einen Versuch mit Obstschlägen machen, nemlich Pfirsiche, Aprikosen, überhaupt Steinobst, dann Nüsse, Mandeln, Kastanien, Aepfel, Birnen säen. Ich glaube, daß hier wie in Georgien und Circassien alle diese Obstarten selbst im Walde gedeihen würden, und sowohl die Früchte als auch nutzbares Holz liefern könnten, während jetzt dieser Boden wenig Ertrag liefert. Auch Oliven gedeihen hier gut und sollten cultivirt werden.

Wir kamen etwas ermüdet mit einem guten Apetit nach Haus und erquickten uns an den trefflich zubereiteten Speisen. Nirgends in Rio Grande hat mir das Fleisch so gemundet, wie hier. Auch ausgezeichneten Schinken bereiteten sie selbst, während in Rio Grande solcher nicht gut zubereitet werden kann. Die Kartoffeln von St. Lourenço sind ausgezeichnet. Herr Rheingantz hat die Art selbst eingeführt: sie sind röthlich, rauschälig und weißmehlig von Innen. Sie halten sich besser als die von Saô Leopoldo und es werden ganze Schiffsladungen von dieser Kolonie nach Rio Janeiro versendet. Darum haben auch die hiesigen Kolonisten die jüngste Krisis nicht so hart empfunden, wie die von S. Leopoldo, weil sie ihre Produkte besser verwerthen konnten, da diese hauptsächlich in Kartoffeln bestanden. Einwanderer mögten stets einige Kartoffeln zum Stecken mitbringen — da sie mit der Zeit leicht ausarten und nicht so gut sind, als die Europäischen.

Den nächsten Morgen ritten wir in die große Picade zu den Rheinländern und auf die Boa Vista zu den jungen Leopoldinern. Der Weg führt an Schneiders Haus vorbei,

wo man zuerst rechts in einem Thälchen eine Mühle und links an einem Abhang die Wohnung eines Schmiedes sieht. Dann geht es über eine Anhöhe, auf der noch hoher Wald steht und wo der Boden schwarz und ausgezeichnet ist, etwas abwärts bis zum Haus des Drechslers Nölter. Dieser ist ein Mecklenburger, seine Frau eine Holsteinerin. Das Haus ist geräumig, wohlgezimmert, daneben eine Mühle mit Schindeln gedeckt — alles Holzwerk durch den Eigenthümer selbst gearbeitet. Die Leute scheinen in Wohlstand sich zu befinden.

Nun geht es zwischen mäßigen Anhöhen ein langes Thal hinab, rechts und links die Wohnungen und Pflanzungen der Kolonisten bald mehr oder weniger in gutem Zustande, je nach dem Fleiß und den Mitteln der Eigenthümer. Die Häuser bestehen aus Fachwerk mit Stäben korbartig durchflochten und dieses Flechtwerk von Außen und Innen mit Lehm oder Letten beworfen und verstrichen und bei etwas mehr Luxus mit Kalk übertüncht — und mit Glasfenstern versehen. Die Dächer sind von allem möglichem Material; ich sah welche von Stroh, Schilf, gespaltenen Palmstämmen, Holzschindeln, Zink-, Eisenblech und Steinpappe. Die besten sind doch die von gebrannten Ziegeln. Nur sind die brasilianischen Hohlziegel etwas zu schwer, und passen nur auf ziemlich flache Dächer, da sie keine Nasen haben und nicht eingehängt werden können. Deutsche Ziegeln wären zweckmäßiger — und sollten diese auf dem Platze gebrannt werden, denn der Transport ist kostspielig und bei den schlechten Wegen zerbrechen viele. Die Bauart wäre wohl dem Klima angemessen, wenn nicht bei heftigem Regen die Lehmwände der Häuser erweichten und theilweise abfielen — oder feucht blieben. Es war deßhalb mein erstes Augenmerk auf das Finden von guten Thonlagern gerichtet — und ich fand an mehreren Stellen ausgezeichnete Thonerde, ja ich zweifle nicht, daß bei dem Vorherrschen des Ur-

gesteins und bei der Entbindung der Silikate: des Quarzes und Feldspathes, des häufigen Vorkommens von schönem Orthoklas auch feinere Thonerden selbst Kaolin zur Fabrikation von Töpferwaaren (Fayançe und selbst Porzellan) — gefunden werden können.

Bei dem Kolonisten Philipp Bauer wechselte ich mein Pferd, indem mir dieser das Seinige, ein schönes munteres Thier voll Feuer und Kraft und von argentinischer Raçe, für heute überließ. Der junge Mann ist ebenso hübsch als seine Frau, eine zierliche Brünette, reizend, und die rothbackigen Kinder sind allerliebst. Die Kolonie dieser Leute ist in gutem Zustande; auch der Weg wohl unterhalten, selbst fehlt vor dem Hause der Gemüse- und Blumengarten nicht. Das ist der Vorzug unsrer deutschen Frauen, daß sie das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.

Wir ritten über eine kleine Brücke, wo ein altes Bäuerlein den defecten Weg etwas ausbesserte. Herr Rheingantz belobte ihn, aber der Mann grunzte mürrisch und schimpfte, weil er allein an dem Weg arbeite und seine Nachbarn nicht. Es ist kaum zu begreifen, wie sehr die Bauern geneigt sind — zu ihrem eigenen Schaden — Wege und Stege zu vernachläßigen. Bei der Anlage eines Weges wird hier der Wald in einer gegebenen Linie (Picade) niedergehauen — das gefällte Holz etwas zur Seite geräumt aber weder Baumstumpfen, Wurzeln oder Felsstücke aus dem Wege geräumt, noch Abzugsgräben zu beiden Seiten angelegt.

Wir ritten an der Kolonie eines ledigen Mannes vorbei, der an epileptischen Anfällen gelitten hatte und eines Morgens todt in seinem Hause gefunden worden war. Jetzt stand die Pflanzung verödet, eine Schaar unverschämter Papageien war über die Maiskolben hergefallen und plünderten das Feld laut lärmend — wie lachende Erben das fremde Eigenthum. Es macht einen traurigen Eindruck, wenn der

Tod so ein junges kräftiges Leben hinwegnimmt und alles Pflanzen und Schaffen vergeblich war.

Diese Picade geht meilenweit durch Thal und über Höhen bis zu der Pommernpicade. Wir wandten uns aber rechts ab — nach den höher gelegenen Kolonien — und kamen an der Pflanzung einer gewissen Frau Lanz oder Philippi vorbei, welche hier als Priesterin Aeskulaps und der Eulcuthia fungirt, magnetische Curen vornimmt und Kinder nach dem Fröbelschen System erzieht. Sie soll aber in keinem dieser Fächer Furore machen, weßhalb sie nach Pelotas ging und ihr Sohn, auch ein Homo Sapiens hier wohnt; dieser hatte sich kürzlich eine gebildete Frau aus der Heimath geholt — und lebt jetzt mit ihr als Beatus ille, qui procul negotüs in dieser ländlichen Abgeschiedenheit. Wegen der sonderbaren Bauart des Hauses nennen die Kolonisten es das Luftschloß.

Nun ging es höher bergauf durch prachtvollen Wald über den üppigsten Boden an Pflanzungen vorüber, wo die Leute vielfach beschäftigt waren. Wir passirten auch mehrere Roçeal (umgehauene Waldstrecken), wo das gefällte Holz wohl in Brand gesteckt, aber nicht verbrannt war.

Dies geschieht, wenn nach Fällung des Waldes Regen eintritt. Das Feuer läuft dann wohl durch, verbrennt das Laub und das Reisig, aber das schwere Holz bleibt unversehrt und die Arbeit ist vergebens. Dies ist für den Unternehmer ein empfindlicher Verlust, denn an Aufräumen des Holzes ist nicht zu denken und das Land bleibt unbenützt liegen. Wäre eine Ziegelei in der Nähe oder wollte man Potasche daraus brennen, so könnte man noch Nutzen davon ziehen. So aber wird es der langsamen Verwitterung überlassen. Wie glücklich wären unsere armen Leute, wenn sie dies Holz als Wintervorrath sich aneignen könnten, welches hier unbenutzt der Verwesung überlassen bleibt!

In der Nähe der Boa Vesta berieth mich eine Frau über ihr Unwohlsein. Sie war eine von Knorrs Expedition. Dieser hat nämlich vor einigen Jahren eine Schiffsladung junger Mädchen aus Hamburg nach Rio Grande spedirt, welche bei ihrer Ankunft daselbst solch Furore machten, daß alle Junggesellen und Handlungsbeflissene derzeit bleich und nervenschwach ausgesehen haben sollen. Die meisten dieser Schönen erhielten eine Condition, nicht wenige verheiratheten sich und wurden glückliche Mütter. Diese war die einzige Frau auf der Kolonie, welche in dreijähriger Ehe noch kein Kind bekommen hatte. Sie war eine kräftige Blondine. Weiter oben dagegen kamen wir an fünf Pflanzungen vorbei, welche jungen Männern gehörten, die ledig waren und gerne geheirathet hätten, wenn passende Partien für sie vorhanden gewesen wären. Wie freudenlos ist auch das Dasein eines solchen Menschen, wenn er von des Tages Mühen heimkehrt, niemand ihm liebevoll entgegenkommt, er noch am Abend sich selbst kochen, waschen, Kleider herstellen und das Haus aufräumen soll; wie glücklich dagegen ist der, welcher eines theilnehmenden Empfangs bei der Heimkehr versichert ist und mit dem Bewußtsein sich dem Hause nähert, daß:

drinnen waltet
die züchtige Hausfrau.

Kommt ein ordentliches Mädchen aus Europa hier an, so ist sie oft schon nach 4 Wochen eine Frau. Darum haben heirathslustige Mädchen hier gute Aussicht auf eine anständige Parthie. Bei den Familienvätern, die mit Kindern reich gesegnet sind, herrscht dagegen auf der Kolonie der Brauch, daß sie ihre Tochter auf eine Zeit lang nach Rio Grande in einen Dienst treten lassen, damit, wie sie sagen, die Mädchen eine ordentliche Haushaltung und gute Sitten kennen lernen sollen. Ob die Moral derselben dabei

gewinnt, ist eine Frage. Daß sie den Kopf voll unnützer Dinge bekommen, ist gewiß, und ob sich der künftige Ehemann darüber freuen wird, sehr zweifelhaft.

Wir erreichten jetzt die Firste des Gebirgskammes, welche mit Recht den Namen Boa Vista (schöne Aussicht) führt, denn man sieht über die Berge und das untenliegende Thal weg, weit hinaus in die Lagoa.

Granitblöcke von auffallender Gestalt liegen auf diesem Bergrücken; einige mit schmaler Basis und breitem Kopf stehen aufrecht da, andere ähneln kolossalen Becken und Vasen. Hier schiebt sich das Land des Brasilianers Felicio Soares in das Gebiet des Herrn Rheingantz hinein, der es zur Viehweide benützt. Sein Landhaus, die Boa Vista, steht 900 Fuß über dem Meere. Herr Rheingantz brachte der daselbst wohnenden Negerin eine angenehme Nachricht, er brachte ihr den Freibrief. Wir sahen auf dieser Besitzung schönes, wohlgenährtes, kräftiges Rindvieh. Während an diesem Morgen vor der Wohnung des Herrn Rheingantz Reif gelegen hatte, war hier oben keine Spur davon, sondern 12° R. Es gefriert hier oben fast niemals, vielleicht die Folge des freien Luftzuges auf dieser Höhe.

Wir kamen in die Picade, wo die Leopoldiner sich angesiedelt haben: diese sind die wahren Pioniere der neuen Cultur. Der Deutsche, welcher aus Europa hier einwandert, sucht vor allem offenes Land, wo möglich Camp, das er sofort auf die von Haus her gewohnte Weise bebauen kann. Er gewinnt hier auch einige Ernten, aber dann ist der Boden erschöpft, denn durch Düngen der Fruchtbarkeit nachzuhelfen, ist hier noch nicht gebräuchlich. Dann sitzt er auf dem Trocknen und weiß sich nicht zu helfen. Der Leopoldiner sucht zur Anlage einer neuen Kolonie sich den dicksten Urwald mit den tiefsten Humusschichten auf; was er braucht, um seine Wohnung anzufertigen, findet er an Ort und

Stelle — und in kurzer Zeit hat er sich wohnlich eingerichtet.

So fanden wir die Brüder Heiderich. Sie hatten eine schöne Pflanzung angelegt, gut bestellte Felder, ein paar hübsche Kühe im Stall, eine wohlgezimmerte Wohnung, welche sie selbst verfertigt, so daß man von einem solchen Haus und dem Eigenthümer wohl sagen kann:

Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.

Neben dem Haus hatten sie eine Gerberei angelegt, — schon zwei Gruben voll Häute, Rinde von Bäumen, die sie als Lohe gebrauchen, in gutem Vorrath aufgestapelt, — und die Frauen, noch so jung, bereits von blühenden Kindern umringt, so rührig und nett! — Wir mußten bei ihnen essen. Das Tafelzeug war rein weiß, Löffel, Messer und Gabel blinkend, ordentliches Eßgeschirr und vortrefflich zubereitete Speisen.

Ebenso trafen wir es bei ihrem Nachbar, dem jungen Bauermann. Sein Haus ist noch solider gearbeitet, denn er ist glaub ich Stellmacher, hat eine schöne Lage auf der Firste mit freier Aussicht; auch hier trafen wir alles in musterhafter Ordnung; ich bemerkte selbst im Schlafzimmer die rein überzogenen Betten; auch hier ein nettes, junges Weibchen mit rothbäckigen, blauäugigen Kindern. Einen dreijährigen Flachskopf frug ich: Willst du mit, — du darfst reiten? — Nein, sagte er, indem er hinter die kurze Schürze seiner Mutter sich versteckte, „ich bleib bei meiner Mutter.“ — Auch mußten wir nolens volens noch einmal zu Mittag essen und bei dem nächsten Nachbar zum dritten Mal den Kaffee trinken.

Was mir bei diesen Leuten so wohl gefiel, ist die angeborne Tüchtigkeit, das zuversichtliche und doch anständige Benehmen, während man bei den alten Kolonisten, die von draußen kamen, die Spuren überstandener Noth und Sorgen

in tiefen Furchen auf das Angesicht gegraben siehst und sie ein gewisses linkisches Wesen, die Folge früherer Armuth und Abhängigkeit, nicht los werden können. Man erkennt bald, daß ihre Kinder in der Freiheit geboren und großgewachsen sind. Sie gehören hier zu den besten Kolonisten. Diese Picade heißt Dos quevedas nach der brasilianischen Familie, die hier etwa zehn Kolonieen besitzt, welches Land man um 3000 Milreis ankaufen konnte. Herr Rheingantz wünscht, daß es ein Deutscher kaufen möchte, um ringsumher deutsche Grundbesitzer zu bekommen, wie er auch seine Kolonie durch Ankauf abzurunden sucht.

Wir ritten über das Grundgebiet der Brasilianer zurück und mußten bei einbrechendem Abend unten im Thal durch Gebüsch und sumpfiges Weideland reiten, wo mir meine großen Reitstiefel und der kurze, starke Hirschfänger vortrefflich zu statten kamen, denn erstere schützen das Bein gegen Aeste und Dornen; mit dem letztern bahnt man sich den Weg durch das Gestrüppe. Wir kamen ermüdet nach Hause und lagen bald in den Armen des Morpheus.

Sonntag den 23. August unternahmen wir einen Ausflug nach der Pommernpicade. Wir ritten die Rheinländerpicade wieder hinauf bis in die Picade an den Arroio de bom Jezus, wo wir wieder ein Lager von guter Thonerde fanden und Untersuchung nach einem vermißten Kolonisten anstellten. Dieser, ein junger lediger Mann, wollte sich verheirathen, freite um die Tochter eines Pommern, erhielt einen Korb und war Tags darauf verschwunden, ob aus Gram oder Scham, blieb ungewiß.

Es mochte nun drei Wochen sein, seitdem er vermißt wurde. Wir fanden sein Haus verschlossen, öffneten einen Fensterladen, ließen einen Nachbar hineinsteigen und das Innere untersuchen. Er hatte einen guten Vorrath von Mais aufgestapelt, an welchem die Mäuse schon tüchtig

gearbeitet hatten. Außer einer Blechkiste mit wenigen Kleidern fanden sich unter der Wolldecke und dem Strohsack des Bettes ein blauer Leinwandstreifen, in den ein 20-Dollarstück (Gold) eingenäht war; sonst nur ein Beil und etwas Feldgeräthe. Die Hühner liefen wild herum; einige junge Schweine hatten die Nachbarn zu sich genommen. Es blieb ungewiß, ob der junge Mann wirklich verunglückt — oder auf die Freierei nach Porto Alegre oder S. Leopoldo gegangen war. In dem letztern Falle wäre es unverzeihlich, ohne nur etwas zu sagen, von seiner Kolonie auf unbestimmte Zeit sich zu entfernen. Aber die Bauern haben oft einen solchen trotzigen Starrsinn. Das Verschwinden dieses Menschen machte in der ganzen Picade einen unheimlichen Eindruck. — In dieser Richtung wird später einmal eine Straße nach Pelonas hergestellt werden.

Der Weg führt nun quer über das Thal über eine Anhöhe, auf der die Pflanzungen der Pommern beginnen. Das erste Haus war halb vollendet, mit einem Thürmchen auf der Firste. Der Mann, der es gebaut, hatte beim Aufrichten eines Balkens seine Frau verloren. Der schwere Balken war nämlich ausgerutscht — und hatte mit einem Schlag die Frau, welche helfen wollte, getödtet; ein schwerer Verlust für einen Kolonisten mit fünf unmündigen Kindern:

„Ach des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war.

Dann kamen wir an einem Haus vorbei, wo die Frau erst entbunden worden war; dann reihte sich Haus an Haus, Pflanzung an Pflanzung. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Pommern mehr Sorgfalt auf ihre Felder, als auf ihre Häuser verwenden, was bei den Rheinländern fast umgekehrt ist. Doch sieht es im Innern meistens nett und

reinlich aus. Manche Eigenthümer haben ihr Haus schon zum zweiten und dritten Mal umgebaut, um es an einen gelegeneren und bequemeren Platz zu stellen, gewöhnlich dem Wasser zunächst. Wir ritten bis zu dem neuen Schulhaus und kehrten dann um. Der Weg ist hier noch großer Verbesserung fähig und die Felder in der Niederung der tiefern Thalsohle könnten durch Drainage oder Anlage zu Wiesen weit ertragsfähiger gemacht werden. Vor einem Hause war der Weg mit Papierschnitzeln ganz bestreut. Ein Mann, der von Buenos-Ayres gekommen war und sich hier angekauft hatte, hielt zum erstenmal ein großes Ballfest. Die Pommern saßen, als wir vorbeiritten, schon stillselig beim Schnapse (cachaça) und schwarzen Bohnen mit Speck nebst Maisbrod. Wie ganz anders ging es diesen Abend in Schneiders Haus zu, wo wir abstiegen! — dort tönte uns Musik und Tanz entgegen. Vor dem Hause hielten viele Pferde. In dem Hauptzimmer drehten sich die Paare in rasendem Wirbel, die Burschen stampften den Boden, schwangen ihre Tänzerinnen fast zur Decke empor und jauchzten: tout comme chez nous, daß man glauben konnte, man sei auf einer heimischen Kirchweih. Der Rheinländer ist fröhlich und heiter wie seine Heimath und verleugnet auch in der Fremde seinen Charakter nicht.

Wir sprachen unterwegs noch bei Herrn Hermann ein, dem cidevant Göttinger Studiosus medicinae, jetzt Vendenhalter und Kolonist, der die Tochter eines Bauern geheirathet hat — und nun seinen Acker, seine Wirthschaft, seine Pferde — und eine schöne Käfersammlung cultivirt. Er setzte sich mit seiner Frau zu Pferde und ritt mit uns zu Schneider „auf den Ball."

Am Montag Morgen wollten wir nach einer Stelle reiten, wo ein Kolonist Bernstein gefunden haben sollte. Er hatte ein Stück davon zu Herrn Rheingantz gebracht, der es auch für solchen hielt, indem es die Farbe, Halbdurchsichtig-

keit und Eigenschaft mit heller rußender Flamme zu brennen hatte. Der Mann war aber abwesend. Wir konnten deßhalb das Lager, wo es häufig vorkommen soll, nicht finden. Ich halte es für Resinit.

Dagegen fand ich hinter dem Haus auf der Höhe des sanft ansteigenden Hügels dasselbe schlackige ockergelbe Gestein, welches man mir auch aus der obern Gegend von Taquari gezeigt hat, das Goldkörner enthält. Es wird hier das Urgestein, den Granit überlagernd, angetroffen. Nach heftigem Regen werden zuweilen Stücke davon in Flußbetten und Wasserrinnen mit fortgerissen, das Gestein zerbröckelt, wird zu Sand zerrieben und läßt die Goldtheile fallen, die man dann in von dem Wasser ausgerissenen Vertiefungen und Löchern unter dem Triebsand findet. Es besteht aber noch keine geregelte Goldwäscherei.

Der Werth einer Kolonie von 100,000 □ Brassen oder 200 Morgen ist jetzt von Herrn Rheingantz zu 500 Milreis = 250 Dollars festgesetzt. In Taquary kostet der Boden 700 Milreis, und bei der günstigen Lage von Saô Lourenço wird sich der Preis hier auch bald verdoppeln. Für den Vorausgang der Kolonie spricht der Thatbestand, daß Kolonisten von S. Katharina, von Donna Francisca, Petropolis, S. Leopoldo, von Buenos Ayres und aus mehreren andern Gegenden hierher übersiedeln. Die Nähe von Rio Grande, Pelotas und Porto Alegre bieten dieser Kolonie viele Vortheile vor andern. Sobald die Einwohnerzahl steigt, wird eine Dampfschifffahrtverbindung mit diesen Plätzen hergestellt. Saô Lourenço und Pelotas werden dann die Stapelplätze dieser Kolonie sein.

Und zum Abschiede rufe ich aus vollem Herzen: Heil dir, Germania, daß du solche Söhne hast! Denn auch die im fernen Süden geborenen deutschen Sprößlinge sind Deine Kinder! — würdige Söhne des gemeinsamen großen Vater-

landes, die so keck und lebensfroh in die Welt hineinschauen, und trutzig dastehen. Die blonden, rothbärtigen, blauäugigen Gesellen vom Rhein und von der Oder, von den Alpen und vom Sunde. Alle haben hier mitgestritten, mitgerungen für ein neues deutsches Vaterland. Wie jene Germanen, vor deren gewaltigen Streichen das Römerreich zusammenstürzte, so haben auch sie Schlachten geschlagen und den Sieg errungen, — nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Beil. Vor ihren wuchtigen Axthieben sind die Riesen des Waldes gefallen. Zu tausenden und hunderttausenden liegen sie auf dem Blachfeld — und nur vereinzelt stehen sie noch und strecken die verbrannten Aeste wie racheschreiend zum Himmel empor. Aber aus ihrer Asche sproßt die Saat der Cultur. — Wo früher nur der Jaguar brüllte und der finstere Indianer sein tödtliches Geschoß aus dem Hinterhalt auf den verirrten Wanderer sandte, da kräht jetzt der Haushahn und tummeln sich rothbackige, blondlockige Kinder in fröhlichen Spielen. Nur eins thut noth: Einigkeit. So lange sie ohne festen Gemeindeverband, ohne das lebhafte Bewußtsein der Zusammengehörigkeit — ja nur zu oft sich anfeindend — vereinzelt dastehen — werden sie sein wie

ein schwankes Rohr,
das jeder Sturm zerknickt. —

Der Spielball der Fremden, die ihre Kräfte zu eignem Vortheil und zur Unterdrückung und Niederhaltung des deutschen Elementes ausnützen. Möge unter den Deutschen in Rio Grande Bildung und Gesittung zunehmen, damit sie ihres Werthes sich bewußt werden und klar erkennen, was ihnen noth thut. Ein fester Gemeindeverband unter sich ist auch den Kolonisten von Saô Lourenço zu wünschen, ein öfteres Berathen über ihre eignen Interessen, ein Schlichten ihrer eignen Händel — ein festes Beschließen und Ausführen gemeinsamer Unternehmungen. Sehen sie auf ihre

deutschen Brüder in Nordamerika. Was haben diese nicht durch festeres Aneinanderschließen und mit gemeinsamen Kräften Großartiges geleistet? Der alte Vater Rapp war nur ein einfacher Landmann — und wie segensreich war sein Wirken, wie herrlich und groß steht er da! Darum rufe ich allen Deutschen in diesem Lande zu:

Seid einig, einig, einig!

dann wird sich das Sprichwort an Euch bewähren:

Concordia res parvae crescunt.

Vor meiner Abreise aus Rio Grande erlebte ich noch die Freude: das neue Ehegesetz verkündigt und in Kraft treten zu sehen, weßhalb ich dasselbe hier mittheile.

Das Ehegesetz und sein Regulamento.

Die brasilianische Staatsverfassung hat die Eigenthümlichkeit, daß die Gesetze, welche von den drei herrschenden Gewalten, nämlich der allgemeinen gesetzgebenden Kammer, dem Senat und der mäßigenden Gewalt (Poder moderador) oder dem Kaiser gemacht wurden, noch durchaus keine Gültigkeit haben, so lange das Ministerium nicht unter dem Titel Regulamento eine besondere Verordnung erläßt, wie das Gesetz zu verstehen und in welcher Art es auszuführen sei.

Wenn also die gesetzgebenden Gewalten ein Gesetz erlassen, so gehen sie dabei in gar keine Einzelnheiten ein, sondern überlassen diese den Ministern. Nun weiß aber Jedermann, wie oft das Projekt einer Unternehmung oder Erfindung gerade an den Einzelnheiten zu Grunde geht, wie sich oft erst bei solchen Erwägungen der kleinen Mittel, die nothwendig werden, um das große Ganze ins Werk zu setzen, die Unausführbarkeit des letztern, oder doch die Größe

des Preises, den man dafür zahlen muß, herausstellt. Bedenkt man dies, so wird man leicht einsehen, daß dem Ganzen sein wahrer Werth erst durch seine Einzelnheiten bestimmt wird.

Und so ist es mit den brasilianischen Gesetzen: Erst das Regulamento zeigt die wahre Bedeutung und den wahren praktischen Werth derselben. Oft folgt dasselbe erst Jahre nach dem Gesetz, welches unterdessen einerseits ein todter Buchstabe, andererseits aber in der Hand des jeweiligen Ministeriums ein drohendes Schwert der Willkür ist, welches eben sowohl zum Wohl, wie zum Wehe des Landes gehandhabt werden kann. So war das Ehegesetz etwa anderthalb Jahre in der Schwebe, und die Gewalt des Ministeriums war in Bezug auf dasselbe um so größer, je weiter der Spielraum des sehr kurz gefaßten, auf keinerlei Einzelnheiten eingehenden Gesetzes war.

Die Regierung konnte dasselbe in einem Sinne auffassen, durch welche die protestantische Bevölkerung unendlichen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten ausgesetzt gewesen wäre. Dies Gesetz spricht nur davon, daß die protestantischen Ehen unter den in demselben festgesetzten Bedingungen bürgerliche Wirkungen haben sollen, und die vorzüglichsten Redner hatten bei den Verhandlungen über dasselbe in der allgemeinen gesetzgebenden Kammer erklärt, daß sie in den wirklichen Stoff und Begriff der Ehe, also auf das eigentliche Band, durch welches die Untreue zum Verbrechen wird, nicht eingehen wollten.

Dadurch wären nun der Regierung bei Ausarbeitung des Regulamento die entsprechenden Haltpunkte zu den veratorischsten Bestimmungen über die Auflöslichkeit der protestantischen Ehen gegeben gewesen, in der Art, daß competente Autoritäten und Rechtsgelehrte sich darüber in dem Sinne äußerten, daß der ganz rechtlose nur auf den die Toleranz

gebietenden Paragraphen der Verfassung sich stützende Zustand der Protestanten vor dem Gesetz besser gewesen sei, als nach demselben.

Um so mehr freut es uns nun, nach der Veröffentlichung des Regulamento's unserem verehrten protestantischen Publikum ankündigen zu können, daß dasselbe für unsere Ehen, Geburten und Sterbefälle einen wirklichen thatsächlichen Rechtszustand festsetzt, mit so freien Formen, wie sie kaum die Vereinigten Staaten von Nordamerika aufzuweisen haben, und so geordnet, wie ihn die katholische Bevölkerung dieses Landes wohl noch lange wird entbehren müssen.

Jeder beliebigen Zahl protestantischer Familien, das Gesetz bestimmt die Zahl derselben nicht, ist es gestattet, einen Mann zum Geistlichen (Pastor, Seelenhirten) zu erwählen, welcher die Trauungen nach den vorangegangenen Verkündigungen vollzieht, und den entsprechenden Trauschein ausstellt. Dieser wird bei dem vom Präsidenten der Provinz dazu bestimmten Beamten registrirt, und diese Registrirung ist der vollgültige Beweis der bürgerlich vollzogenen Ehe. Die Eheleute sind dadurch vor dem Gesetze gerade so gebunden, wie die katholischen durch die kirchliche Einsegnung ihrer Priester. Auch die sonstigen Einzelbestimmungen hierüber nehmen dem Freisinn dieser Bestimmung nichts, und es findet hier jede beliebige protestantische Sekte ihre vollste Berechtigung, wie sie sie nur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika finden kann. Das einzige Fesselnde dabei ist der Mangel von Bestimmungen über Ehescheidungen; allein wir zweifeln nicht, daß sich auch hierüber mit der Zeit eine Praxis ausbilden wird, welche mit den Forderungen der Sittlichkeit, die unter Umständen die volle protestantische Scheidung mit dem Rechte der Wiedervermählung gebieten, in Einklang stehen wird.

Was die Geburtsregister betrifft, so wird es von nun an ganz allein von einem gewissen Einvernehmen der protestantischen Familien abhängen, ob fürderhin die Taufe der Kinder noch erzwungen werden soll, oder ob es den Eltern überlassen bleibe, zu taufen oder nicht zu taufen, je nach ihrer innern, wahren Ueberzeugung. — Auch dies ist eine wichtige, große Freiheit, um welche die gebildetsten Völker der Erde noch harte Kämpfe zu bestehen haben werden.

Und bei alledem ist durch strenge Bestimmungen über die genaue Führung der Ehe-, Geburts- und Sterbe-Register die strengste rechtliche Ordnung unter der protestantischen Bevölkerung des Reiches begründet, in einer Weise, wie sie die Regierung, wegen eines unbegründeten mißtrauischen Widerstrebens der niederen Classen, bei der Masse der katholischen Bevölkerung noch nicht hat durchsetzen können.

Decret Nr. 3069

vom

17. April 1863.

Ordnet das Register der Ehen, Geburten und Sterbefälle derjenigen Personen, welche eine andere als die Staats-Religion bekennen.

Zur Ausführung des Art. 2 vom Gesetz Nr. 1144 vom 11. September 1861, halte ich für gut, das Folgende zu beschließen:

Kapitel I.

Von den Ehen derjenigen nichtkatholischen Personen, auf welche sich die bürgerlichen Wirkungen der katholischen Ehen erstrecken.

Artikel 1. Die Ehen der einheimischen Bürger oder Fremden, welche eine von der des Staats verschiedene Religion bekennen, wenn außerhalb des Reiches geschlossen (Art. 1. §. 1, des Gesetzes vom 11. September 1861) hängen von keiner Registrirung innerhalb des Reiches ab, damit sich die bürgerlichen Wirkungen der katholischen Ehen auf sie erstrecken.

Art. 2. Diese außerhalb des Reiches geschlossenen Ehen sollen für gerade so authentisch wie die katholischen Ehen gelten; wenn authentische Documente vorgewiesen werden, aus denen die Feier derselben in der vom betreffenden Cultus oder Landesgesetz vorgeschriebenen Form erkannt wird; sobald diese Documente durch die brasilianischen Consuln oder Agenten des Landes, wo sie geschlossen wurde, legitimirt sind.

Art. 3. Die Ehen der einheimischen Bürger oder Fremden, welche eine andere Religion als die des Staats bekennen, wenn vor der Veröffentlichung des Gesetzes vom 11. September 1861 nach dem Gebrauch oder Vorschrift der betreffenden Religionen innerhalb des Reiches gefeiert (Art. 1, § 2 des genannten Gesetzes) hängen ebenfalls von keiner Registrirung ab, damit sich die bürgerlichen Wirkungen der katholischen Ehen auf sie erstrecken.

Art. 4. Diese Art von Ehen soll für erwiesen gelten, mittelst der Scheine, welche die betreffenden Geistlichen oder Seelenhirten*) ausgestellt haben werden, sobald aus diesem Scheine die Feier des religiösen Actes erwiesen ist.

*) Pastores, im Gegensatz zu den katholischen Parochos-Pfarrern.

Kein anderer Beweis soll zulässig sein, wenn auch ein öffentlicher Contract oder ein Privat-Vertrag vorgezeigt würde, und die Vertragenden als Verehelichte zusammengelebt hätten.

Art. 5. Die Ehen einheimischer Bürger oder Fremder, welche eine andere als die Religion des Staates bekennen, wenn nach der Veröffentlichung des Gesetzes vom 11. September 1861 geschlossen (Art. 1, § 3 des gedachten Gesetzes) hängen, damit sich die bürgerlichen Wirkungen der katholischen Ehen auf sie erstrecken, von folgenden Bedingungen ab:

1) Von der Feier des religiösen Actes nach dem Gebrauch oder den Vorschriften der betreffenden Religionen.

2) Von der Feier dieses religiösen Actes durch einen Geistlichen oder Seelenhirten, der gemäß dieser Verordnung sein geistliches Amt schon in der Weise versehen habe, daß seine Handlungen bürgerliche Wirkungen hatten.

3) Von der Registrirung, ebenfalls gemäß dieser Verordnung.

Art. 6. Wenn die innerhalb des Reiches nach der Veröffentlichung des Gesetzes vom 11. September 1861 geschlossenen Ehen innerhalb der durch diese Verordnung bestimmten Termine registrirt werden, (Art. 1 des genannten Gesetzes) so sollen die bürgerlichen Wirkungen sich bis auf die Zeit der Feier derselben zurückerstrecken.

Wenn aber nach diesen Terminen registrirt, so sollen ihre bürgerlichen Wirkungen zum Nachtheile Dritter nur von dem Datum ihrer Registrirung an gehen.

Kapitel II.

Von den Hindernissen der Ehen nicht katholischer Personen.

Art. 7. Die Hindernisse, von denen der Art. 1, § 4 des Gesetzes vom 11. September handelt, und welche die

unter Art. 1, § 2 und 3 angeführten Ehen von der durch dasselbe gewährten Vergünstigung ausschließen, sind einzig nur diejenigen, welche absolut trennend, und nicht dispensirbar sind, oder wenn dispensirbar, nicht dispensirt.

Art. 8. Wenn diese Ehen gesetzlich erwiesen sind, so sollen sie der Vergünstigung des genannten Gesetzes nicht beraubt werden, bis sie nicht durch einen competenten, in regelmäßigem Prozeß gesprochenen und abgeurtheilten richterlichen Spruch annullirt worden.

Art. 9. Die Entscheidung über die Nullität aller Ehen zwischen einheimischen Bürgern oder Fremden, welche eine andere als die Staatsreligion bekennen, ebenso wie über alle andern diese Ehen betreffenden Fragen stehen dem Rechtsrichter (Juiz de direito) des Wohnorts des Ehepaares, oder des Wohnortes des betreffenden Ehegemahls zu.

Art. 10. Die Nullität dieser Ehen soll immer auf ordentlichem Rechtswege (acçao ordinaire) verhandelt werden, wobei, bei Strafe der Nullität (des Rechtsspruches) ein Curator vom Richter über den gegebenen Fall gehört, ernannt und in Eid genommen werden muß zur Vertheidigung der in Frage stehenden Ehe.

Art. 11. So weit es möglich ist, soll bei solchen Prozessen wegen Nullität und bei Anwendung derjenigen Maßregeln, welche in Folge derselben ergriffen werden müßten, so vorgegangen werden, wie dies in solcherlei Fragen vor dem kirchlichen und bürgerlichen Gericht bis nun im Gebrauche war.

Was die Aburtheilung derselben betrifft, so sollen, so weit dies zulässig sein wird, die Verfügungen des Gesetzes vom 11. September 1861, diejenigen dieser Verordnung, und die Vorschriften oder Gebräuche der betreffenden Religionen, zu befolgen sein, in so lange letztere Vorschriften oder Gebräuche dem Gesetz und dieser Verordnung nicht widersprechen.

Art. 12. Gegen die allenfalls erfolgten Sentenzen kann man bei der Apellation des Distriktes Berufung einlegen, wobei der Richter die Apellation mit suspensiver Wirkung annehmen und selbst ex-officio appeliren muß, wenn der Spruch auf Annullirung der Ehe lautete.

In zweiter Instanz soll ebenfalls bei Strafe der Nullität des Rechtsverfahrens, ein Curator zur Vertheidigung der Ehe ernannt und beeidet werden; und außerdem soll auch der Appellationsrichter und Procurator der Krone und der Nationalsouverainität gehört werden.

Die Partheien, der Curator und der Appellationsrichter können das Rechtsmittel der nochmaligen Prüfung einlegen, gemäß der bestehenden Gesetze.

Art. 13. Wenn die Nichtigkeit der Ehe auf Grund von Hindernissen statt hat, welche das Kirchenrecht für öffentlich oder absolut erklärt, so können darauf antragen:

1) Jeder der Eheleute.
2) Wer bei dieser Ehe Interesse an ihrer Nichtigkeitserklärung hat.
3) Der öffentliche Anwalt der betreffenden Comarca.

Art. 14. Wenn sie jedoch nur auf Hindernissen persönlicher Art oder sonstigen persönlichen Verhältnissen beruht, so kann sie nur von den Eheleuten oder deren Rechtsvertretern (representantes necessarios) beantragt werden, falls das Recht dazu nicht Einem der Ehegatten besonders zustände.

Art. 15. Wenn die Ehe in Folge von Nichtzustimmung oder einer nicht vollständig gültigen Zustimmung der Nichtigkeitserklärung unterläge, so steht das Recht, dieselbe zu beanspruchen, demjenigen der Gatten zu, der seine Zustimmung nicht gab, oder dessen Zustimmung nicht vollgültig war.

Art. 16. Die Nichtigkeit einer Ehe, sowohl im Falle des 14. als auch des 15. Artikels verjährt nach 3 Jahren vom Tage der Feier des religiösen Aktes an. Wenn aber im Falle des Artikels 15 derjenige der Gatten, welcher seine Zustimmnng nicht gab, oder dessen Zustimmung nicht vollgültig gewesen war, bei der Feier noch minderjährig war, so soll demselben noch ein Jahr nach erlangter Majorität zugegeben werden, um die Klage auf Annullirung anzubringen auch nach Verfluß der drei Jahre, oder so lange Zeit als erforderlich wäre, um das Jahr voll zu machen, jedoch niemals über diesen Termin hinaus.

Art. 17. Der Regierung in der Hauptstadt durch das Ministerium des Innern (dos Negocos do Imperio) und in den Provinzen den betreffenden Präsidenten steht es zu, von denjenigen Hindernissen der nichtkatholischen Ehen in denselben Fällen zu dispensiren, in denen sie bei einer katholischen Ehe dispensirbar sind; wobei sie die Gebräuche und Vorschriften der betreffenden Religionen beobachten sollen, wenn diese Gebräuche und Vorschriften in Einklang gebracht werden können mit der katholischen Ehe.

Art. 18. Wenn diese Dispensen ertheilt wurden, so bedürfen diese Ehen, seien sie nun vor oder nach der Veröffentlichung des Gesetzes vom 11. Septbr. 1861 geschlossen, keiner nachträglichen Bestätigung (Revalidaçao) um bürgerliche Wirkungen zu haben, oder damit die bereits erfolgten bürgerlichen Wirkungen gültig seien.

Kapitel III.

Von der Registrirung der Geburten und Sterbefälle nichtkatholischer Personen.

Allgemeine Verfügungen.

Art. 19. Zum Zwecke der Registrirung der Ehen, Geburten und Sterbefälle von nicht katholischen einheimischen

Bürgern und Fremden, sollen drei Bücher geführt werden: Eines für die Ehen, welches zu Lasten des Secretairs der Municipalkammer des Wohnortes Eines der beiden Gatten sein soll; und zwei für die Geburten und die Sterbefälle, welche zu Lasten des Schreibers des Friedensrichters des betreffenden Ortes sein sollen; wobei jedoch die Regierung in der Reichshauptstadt und die Präsidenten in den Provinzen, den Erfordernissen der Bevölkerung oder der Entfernungen gemäß den oder die Friedensrichtersschreiber (escrivâo do juiz de paz) bezeichnen können, welche dieses Amt versehen sollen.

Was jedoch die Kolonien betrifft, welche an solchen Orten bestehen, wo die Behörden, von denen dieser Artikel handelt, noch nicht eingesetzt wären, oder wo diese Behörden weit entfernt wären, so sollen in denselben diese Bücher vom betreffenden Direktor oder der vom Präsidenten der Provinz bezeichneten über die Kolonie gesetzten Behörde verwaltet werden. Derselbe Präsident wird diejenigen Kolonien bezeichnen, auf welche diese Verfügung anwendbar sein soll.

Art. 20. Diese drei Bücher sollen von den betreffenden Municipalkammern, und zwar schon gestempelt, geliefert werden. Sie sollen vom Präsidenten derselben Kammer eröffnet, numerirt, rubricirt und geschlossen werden: wobei von demselben das Protocoll der Eröffnung und des Schlusses, die Bestimmung jedes einzelnen derselben, und die Zahl der in ihm enthaltenen Blätter angeführt werden soll.

Wenn die Bücher der Geburten und Sterbefälle vollgeschrieben sind, sollen sie in den betreffenden Municipalkammern archivirt werden, und sodann unter der Obhut der Secretaire bleiben, ebenso wie auch die Bücher der Ehen unter der Obhut der Secretaire bleiben sollen.

Was jedoch diejenigen Kolonien betrifft, welche sich im zweiten Falle befinden, so sollen die Bücher aus den für Colonisation bestimmten Geldern bezahlt und von den Präsidentschafts-Secretairen rubricirt werden. Und wenn sie vollgeschrieben sind, so sollen sie in denselben Secretarien archivirt werden, bis die betreffenden Municipalkammern eingesetzt sein werden.

Art. 21. Links auf jeder der Seiten dieser 3 Bücher sollen die betreffenden Registrirungen in der Ordnung vollzogen werden, wie sie verlangt wurden, wobei das Jahr, Monat und Tag der Einschreibung angegeben werden soll, und soll zwischen Einer und der Andern Einschreibung stets nur der Zwischenraum einer durch einen horizontalen Strich zu bedeckenden Linie bestehen.

Rechts soll ein Rand in der Breite des Drittels des Blattes weiß bleiben, und derselbe soll durch einen senkrechten Strich begrenzt sein, um auf ihm die erforderlichen Anmerkungen und Notizen anbringen zu können.

Art. 22. Die Einschreibungen in den Registern sollen regelmäßig aufeinander folgen ohne Abkürzungen und ohne Ziffern, auch selbst in den Daten; und am Ende jeder der Einschreibungen sollen, ehe sie vom Schreiber unterzeichnet wird, die Correcturen, Auslassungen und ausgestrichenen Worte, oder was immer sonst Anlaß zu Zweifeln geben könnte, angegeben werden.

Art. 23. Weder die Friedensrichters-Schreiber, nachdem sie irgend eine Einschreibung gemacht und unterzeichnet haben, noch die Secretaire der Munizipalkammern in den Büchern, die in ihrer Obhut stehen, dürfen irgend eine Aenderung in denselben machen, noch auch eine Correctur, Unterdrückung oder Zusatz; und wenn sie es thäten, sollen sie des Verbrechens der Fälschung schuldig sein und darauf hin processirt werden.

Sie sollen die Einschreibungen nur in den Fällen und in der Form mit Noten und Zusätzen versehen dürfen (anotar e averbar os assentos), wie es diese Verordnung bestimmt.

Art. 24. Es sollen die Einschreibungen in den Registerbüchern, welche den Friedensgerichts-Schreibern oder den Secretairen der Municipalkammern obliegen, dann mit Notizen versehen (anotado) werden, wenn die Parteien hierzu einen vom Municipalrichter des Bezirkes, in welchem die Bücher sich befinden, ausgearbeiteten Befehl vorzeigen werden; und es muß aus den Befehlen ersichtlich sein, welche der Einschreibungen mit der Note versehen werden solle, und was die Note zu enthalten habe, die hineingeschrieben werden soll. —

Art. 25. Der competente Municipalrichter soll die Parteien dazu verhalten, sich bei ihm unter Vorforderung und Anhörung der Interessirten, und des öffentlichen Anwalts, die Nothwendigkeit der Rectificirung des Registers zu rechtfertigen, sei es, um eine Auslassung gut zu machen, sei es, um irgend einen Irrthum, Ungenauigkeit oder Betrug zu corrigiren; und wenn dann die Sache hinreichend erwiesen und durch Spruch abgeurtheilt ist, soll er die Ausstellung des Befehles anordnen.

Von dem Spruch können, wenn derselbe die Rechtfertigung für statthaft erklärt, die interessirten Parteien und der Staatsanwalt, wenn er sie aber unstatthaft erklärt, die Autoren der Rechtfertigung Berufung einlegen.

Diese Berufungen sollen an den Rechtsrichter der betreffenden Comarca gehen, und mit suspensiver Wirkung angenommen werden.

Art. 26. Es sollen die Einschreibungen mit Zusätzen versehen (averbados) werden, wenn die Parteien den mit den Einschreibungen beauftragten Secretairen oder Schrei-

dern Urtheilssprüche, gesetzliche Bescheinigungen oder anerkannte Documente vorzeigen werden, aus welchen die Aenderung des bürgerlichen Standes derjenigen Personen hervorgehen, deren Ehen, Geburten oder Sterbefälle eingetragen wurden.

Art. 27. Wenn die im Artikel 25 angeführten Befehle vorgezeigt werden, so sollen die Friedensrichterschreiber oder Secretaire der Municipalkammern, gemäß dessen, was in ihnen bestimmt wird, die betreffende Randnote gegenüber der rectificirten Einschreibung anbringen, mit Anführung des Befehles und seines Datums; wonach er die Note mit seiner Unterschrift zu schließen hat.

In gleicher Weise sollen die Secretaire der Municipalkammern bei der Rectificirung der unter ihrer Obhut stehenden vollgeschriebenen Bücher verfahren.

Art. 28. Wenn die Sentenzen, Bescheinigungen und Documente, von denen der Artikel 25 spricht, vorgezeigt werden, so sollen, auch wenn sich dieselben auf Personen beziehen, deren Einschreibungen sich in den vollgeschriebenen Büchern befinden, die Schreiber diese Schriftstücke dennoch im laufenden Buche umschreiben, und dann den betreffenden Zusatz an den Rand der solchergestalt im laufenden Buche gemachten Einschreibung setzen.

Wenn die Einschreibung in einem vollgeschriebenen Buche steht, so sollen die Schreiber eine Bescheinigung über die neue Registrirung ausstellen, damit die Secretaire der betreffenden Municipalkammern am gehörigen Orte den Zusatz machen können, wie oben bestimmt wurde.

Art. 29. Die Einschreibung der Urtheilssprüche, Bescheinigungen oder Documente, aus denen die Veränderung des bürgerlichen Standes derjenigen Personen hervorgeht, deren Ehen, Geburten und Sterbefälle schon registrirt wären, soll im Auszug oder dem Gehalt nach geschehen, wenn diese

Schriftstücke weitläufig wären, so daß die Einschreibung Wort für Wort den Kostenbetrag von 20,000 Milrs. überschritte.

Art. 30. Die Schreiber und die Secretaire, welche mit dem Register beauftragt sind, und Letztere, was die vollgeschriebenen Bücher betrifft, sollen unter ihrer Verantwortung, alle Documente, auf deren Grund sie Noten oder Zusätze an die betreffenden Einschreibungen machten, gehörig verwahren und protocolliren.

Art. 31. Ohne auf einen Befehl von irgend einer Obrigkeit zu warten, sollen sie aus den ihnen obliegenden Büchern alle Bescheinigungen ausziehen, die jeder Beliebige von ihnen verlangen wird.

Diese Bescheinigungen sollen darin bestehen, daß man Wort für Wort nicht nur die Einschreibungen, sondern auch alle Noten und Zusätze auf dem Rande herausschreibt; und sie sollen dieselbe Beweiskraft haben, wie irgend ein anderes öffentliches Document.

Wenn sie aber anders ausgestellt wären, so sollen sie nicht als gerichtliche Beweisstücke gelten.

Art. 32. Für die Einschreibungen, Bescheinigungen und Nachsuchungen sollen den Schreibern und Secretairen folgende Emolumente zustehen: Im 1. Falle 1000 Rs.; im 2. 400 Rs. für jede Seite Schrift, wobei eine solche Seite 25 Linien und jede Linie 30 Buchstaben haben soll; und im 3. Fall 200 Rs. pro Jahr vom 2. nach der Anlegung des Registers an gerechnet.

Dieselben Emolumente sollen den Secretairen der Municipalkammern für die Bescheinigungen zustehen, die sie aus den in ihrer Hut stehenden archivirten Büchern ausziehen.

Art. 33. Wenn die Schreiber oder Secretaire die Einschreibungen verweigern oder verzögern sollten, oder wenn die Einen und die Andern die Randnoten und Zusätze oder

die Bescheinigungen verweigern oder verzögern sollten, so können die beschädigten Parteien sich beim betreffenden Municipalrichter beschweren; dieser soll den Beamten anhören und dann in kürzester Weise entscheiden.

War dann die Weigerung oder Zögerung unrecht, so kann der Richter, der sie vorfand, eine Strafe von 20—100 Mils. auferlegen und nebstbei anordnen, daß — bei Strafe der Verantwortung, binnen 24 Stunden die Einschreibung, Note oder der Zusatz gemacht, oder die verlangte Bescheinigung ausgestellt sei.

Art. 34. Die öffentlichen Anwälte haben, bei Strafe der Verantwortlichkeit die Registerbücher zu visitiren, und sonach die Friedensrichtersschreiber oder Secetaire der Municipalkammern, welchen sie obliegen, anzuzeigen, falls sie nachlässig oder Betrüger wären.

Die Rechtsrichter werden bei ihren dienstlichen Visiten auch diese Bücher ihrer Prüfung unterwerfen, und die passende Vorsorge treffen.

Vom Ehe-Register.

Art. 35. Die Einschreibung der Ehen können verlangen: die Ehegatten, die Väter derselben, ihre Eltern, (parentes), Vormünder, Bevollmächtigte, und der Konsul des Vaterlandes jedes der beiden Ehegatten.

Art. 36. Das Eheregister der nichtkatholischen einheimischen Bürger oder Fremden besteht in der Einschreibung Wort für Wort der authentischen Bescheinigung der Feier des betreffenden religiösen Aktes, wie dieselbe von den Seelenhirten oder Dienern der von der des Staates verschiedenen Religionen, denen die Vertragenden angehören, ausgestellt wurde.

Art. 37. Die Bescheinigungen der Feier des religiösen Aktes, welche die Seelenhirten oder Diener (ministros) der tolerirten Religionen ausstellen werden, müssen enthalten:

1) Die Namen, das Alter, das Domicil (rechtlichen Wohnort) und die gegenwärtigen Wohnorte der Verehelichten.

2) Ihre Profession, wenn sie eine solche hätten, und ihre Nationalitäten.

3) Die Namen ihrer Väter und Mütter, mit der Erklärung, ob sie legitime oder uneheliche Kinder seien.

4) Das Jahr, den Monat, Tag und Stunde, in welcher der religiöse Akt gefeiert wurde, und ebenso den Ort, wo die Feier statthatte.

5) Die Erklärung, daß kein Hinderniß bestanden habe, oder daß das Hinderniß gehoben, dispensirt, oder für unstatthaft erklärt wurde.

6) Die Namen der Zeugen, zweier wenigstens, welche der Feier des religiösen Actes beiwohnten.

Art. 38. Die Auslassung irgend einer der Erklärungen des vorigen Artikels soll den Act nicht annulliren, und soll gut gemacht werden können in der Form, wie sie diese Verordnung bestimmt, ebenso wie irgend ein Irrthum, eine Ungenauigkeit oder Täuschung.

Art. 39. Auf Grund solcher Auslassungen sollen die Schreiber und die Sekretäre die Registrirung der Ehe nicht verweigern können, ausgenommen, wenn die Scheine den Namen der Vertragenden, und das Jahr, Monat und Tag der Feier des religiösen Aktes nicht angäben. In diesem Falle sollen die Seelenhirten oder Geistlichen andere Scheine ausstellen, oder Zusätze in die bereits ausgestellten machen.

Art. 40. Die Bescheinigungen dieser Ehen, wenn sie nach dem Gesetz vom 11. September 1860, aber vor der Veröffentlichung dieser Verordnung gefeiert worden, sollen in der Stadt und Provinz Rio de Janeiro innerhalb dreier

Monate, und in den anderen Provinzen innerhalb neun Monaten vom Tage der Veröffentlichung dieser Verordnung registrirt werden; und diejenigen der nach der Veröffentlichung dieser Verordnung gefeierten Ehen sollen innerhalb Eines Monats vom Tage ihrer Feier gerechnet, registrirt werden, unter der schon im sechsten Artikel dieser Verordnung angedrohten Strafe. Es sollen die Partheien die Gesuche (requerimentos), welche sie zum Zwecke dieser Registrirung machen werden, zu ihren Gunsten rechnen, sobald in Betreff der letzteren oder des Ortes wo sie gemacht werden sollten, irgend welche Zweifel entständen.

Art. 41. Die Ehen, von welchen der zweite Theil des 4. Artikels dieser Verordnung handelt, sollen nur vermittelst der aus ihren Registern ausgezogenen Bescheinigungen für erwiesen gelten, und andere Beweise nur in dem Falle zugelassen werden, wenn das betreffende Registerbuch ganz oder in dem Theil, der das Register der zu beweisenden Ehe enthielt, verloren ging oder vernichtet wurde.

Art. 42. Die Verfügungen der Artikel 1 u. 3 dieser Verordnung stehen dem nicht entgegen, daß man die außerhalb des Reiches oder die innerhalb desselben vor der Veröffentlichung des Gesetzes vom 11. September 1861 geschlossenen Ehen innerhalb desselben registrire.

Wenn diese Ehen gemäß der Artikel 2 und 4 registrirt werden, so werden die Bescheinigungen, die man den Registern entnehmen würde, ebenfalls rechtliche Beweiskraft haben.

Von dem Register der Geburten.

Art. 43. Das Geburtsregister der nichtkatholischen Personen wird mittelst der Anzeigen gemacht werden, welche gemacht werden sollen, und gemacht werden müssen, inner-

halb 10 Tagen, nachdem der Neugeborene zur Welt gekommen.

Art. 44. Es sind verpflichtet, die Anzeige der Geburt zu machen:

1) Der Vater des Neugeborenen, wenn es ein eheliches Kind ist, und in Ermangelung Seiner, die Mutter oder eine von ihm oder ihr dazu beauftragte Person.

2) Die Mutter des Neugeborenen, wenn es ein uneheliches Kind wäre, oder der Vater, wenn er es anerkannt hätte, oder eine dazu beauftragte Person.

Art. 45. Der competente Friedensrichtersschreiber soll das Geburtsregister führen, indem er im betreffenden Buch die im vorigen Artikel besprochene Anzeige protocollirt, und Folgendes angiebt:

1) Tag, Monat, Jahr und Ort, wo er schreibt.

2) Tag, Monat, Jahr und Ort der Geburt, und wenn es möglich wäre, auch die Stunde derselben.

3) Das Geschlecht des Neugeborenen, seinen Namen, oder denjenigen, den man ihm bei diesem Act geben wird.

4) Die Namen von Vater und Mutter, ihr Domicil, ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort und Profession, wenn das Kind ein eheliches wäre.

5) Nur den Namen der Mutter, ihr Domicil, ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort und Profession, wenn das Kind unehelich wäre, und auch den Namen des Vaters, wenn er es anerkannt hätte, oder bei der Registrirung (no acto) anerkannte, sein Domicil, seinen gegenwärtigen Wohnort und Profession, oder nur den Namen des Vaters, wenn er es anerkannte, oder bei der Registrirung anerkannte, für den Fall, daß man den Namen der Mutter nicht angäbe.

6) Den Namen, Domicil, gegenwärtigen Wohnort und Profession derjenigen Person, welche die Geburt anzeigte, da sie dazu beauftragt war. Die Anzeige muß die eben

genannten Angaben enthalten, und wenn sie sie nicht enthielte, so muß der Schreiber sie verlangen, um sie ins Protokoll zu setzen.

Art. 46. Die Protokolle der Geburt sollen unterzeichnet werden vom Schreiber, von zweien bei der Anzeige gegenwärtigen Personen und von der Person, welche die Anzeige machte, im Falle sie sich gegenwärtig befände. Im Falle die Anzeige schriftlich gemacht worden wäre, so soll dies auch im Geburtsprotocoll angeführt werden, und der Schreiber muß sie mit den anderen Schriftstücken, von denen der Artikel 39 handelt, aufbewahren.

Art. 47. Der Tod des Neugeborenen, wenn er auch nur einen Augenblick nach vollständiger Trennung von seiner Mutter gelebt hätte, dispensirt die Registrirung der Geburt nicht; und es muß dies in der betreffenden Einschreibung mit allen denjenigen Umständen angegeben werden, welche geeignet wären, Aufklärung darüber zu geben, ob der Tod vor oder nach der Geburt statt hatte.

Vom Sterbe-Register.

Art. 48. Das Sterbe-Register der nichtkatholischen Personen wird auch mittelst der Anzeigen gemacht werden, die davon eingehen und zu denen man verpflichtet ist, in den Städten und Villas innerhalb zweier Tage, und außerhalb der Städte und Villas innerhalb sechs Tagen nach dem Todesfall.

Art. 49. Es sind verpflichtet diese Anzeige zu machen:

1) Das Haupt der Familie, in dessen Hause der Todesfall statthatte, oder die Person, die ihm nachfolgt, oder seine Wittwe oder Wittwer.

2) Die Person, welche dem Todesfalle beiwohnte, wenn der Verstorbene allein lebte; oder der Nachbar, wenn er den Todesfall erfuhr.

3) Die Administratoren irgend eines Etablissements, in welchem der Todesfall statthatte, möge es nun dem Staate oder irgend welchen Corporationen, sei es bürgerlichen, religiösen oder privaten angehören; wenn nämlich der Verstorbene im Etablissement wohnte und zur ökonomischen Ordnung desselben gehörte.

Art. 50. Der betreffende Schreiber wird das Sterbe-Register machen, indem er die im vorigen Artikel besprochene Anzeige im betreffenden Buche protocollirt, und Folgendes erklärt:

1) Tag, Monat, Jahr und Ort, da er schreibt.

2) Tag, Monat, Jahr und Ort des Sterbefalls, und wenn es möglich wäre, auch die Stunde desselben.

3) Den Namen, das Alter, Stand, Nationalität, Domicil, gegenwärtigen Wohnort und Profession des Verstorbenen.

4) Die Namen, Domicil, Nationalität und Profession der Eltern des Verstorbenen, wenn dies möglich wäre.

5) Den Namen des Gatten oder der Gattin, wenn der Verstorbene verheirathet war.

6) Den Umstand, ob er mit oder ohne Testament starb.

7) Den Namen, Domicil, gegenwärtigen Wohnort und Profession der Person, welche den Todesfall meldete.

Art. 51. Es soll in Betreff der Angaben, welche die Todes-Anzeigen zu enthalten haben, und über die Protokolle eben dieser Todesfälle dasselbe beobachtet werden, was in den Artikeln 44 und 45 in Betreff der Geburten verfügt wurde.

Kapitel IV.

Von den nothwendigen Bedingungen, damit die Seelenhirten der tolerirten Religionen Handlungen begehen können, welche bürgerliche Wirkung haben.

Art. 52. Damit die Seelenhirten oder Geistlichen der tolerirten Religionen Handlungen ihres religiösen Amtes begehen können, welche die Kraft haben, bürgerliche Wirkungen hervorzubringen, ist es unerläßlich, bei Strafe, daß sie diese Wirkungen nicht hervorbringen, daß ihre Ernennung oder Wahl registrirt sei, was die in der Reichshauptstadt wohnenden betrifft, in der Kanzlei des Ministeriums des Innern (Secretario do Imperio), und was die in den Provinzen wohnenden betrifft, in der Kanzlei der Provinz, da sie wohnen.

Zu dieser Registrirung genügt es, daß die Ernennung oder Wahl dem Chef der Kanzlei vorgezeigt werde, welcher ihr sein Visto beifügen und den Beamten bestimmen wird, der es zu thun habe.

Art. 53. Wenn aber die Ernennung oder Wahl im Ausland gemacht sein sollte, so ist es nothwendig, um zur Registrirung zu schreiten, daß sie durch den Consul oder Consular-Agenten des Reiches in dem betreffenden Lande beglaubigt worden sei. Was jedoch das Register solcher Ehen betrifft, welche vor dieser Verordnung gemäß dem Artikel 42 im Auslande geschlossen wurden, so kann die Wahl oder Ernennung durch den im Reiche residirenden Consul des betreffenden Landes beglaubigt werden. In beiden Fällen muß im Register selbst das Protokoll der Beglaubigung dem ganzen Texte nach angeführt werden.

Es versteht sich von selbst, daß diese Registrirung nicht die Anerkennung der Gültigkeit der Wahl oder der Ernennung mit sich bringt.

Art. 54. Die Weigerung oder Verzögerung dieser Registrirungen soll den im Art. 33 dieser Verordnung bestimmten Strafen unterliegen, und es sollen dieselben durch den Minister des Innern oder den betreffenden Präsidenten auferlegt werden.

Die Kanzleichefs sind für diese Weigerungen oder Verzögerungen verantwortlich.

Art. 55. Für diese Registrirungen, für die Bescheinigungen und für die Nachsuchungen wird man zum Besten der Kanzlei des Ministeriums des Innern folgende Emolumente erheben: Im ersten Falle ein Milreis; im zweiten 800 Reis für die Schriftseite, deren jede 25 Linien zu 30 Buchstaben haben muß; und im dritten Fall 200 Reis per Jahr, vom zweiten nach der Registrirung an gerechnet. In den Provinzen sollen dieselben Emolumente bezahlt werden, und deren Ertrag in die Kassen des allgemeinen Staatsschatzes der Provinz abgeführt werden.

Art. 56. Es ist denselben Seelenhirten oder Geistlichen verboten, Ehen unter Personen ihrer Religion zu schließen, ohne daß die Ausrufungen und Veröffentlichungen vorhergegangen wären, welche in den betreffenden Religionen Gebrauch oder Vorschrift sind.

Es soll jedoch die Auslassung dieser Ausrufungen und Veröffentlichungen nicht die Annllirung der Ehe zur Folge haben, sondern nur den Seelenhirten oder Geistlichen in die vom Art. 248 des Criminal-Codex bestimmten Strafen bringen.

Art. 57. Die Ausrufungen können jedoch vom Munizipal-Richter des Distriktes, in welchem die Ehe gefeiert werden soll, dispensirt werden; und es sollen alle Gründe, welche bei katholischen Ehen solche Dispensationen rechtfertigen, auch hier gelten.

Art. 58. Wenn sich der vorhabenden Ehe irgend ein Hinderniß entgegenstellt, so soll man mit den Ausrufungen

fortfahren bis zum Abschluß. Aber hernach soll der betreffende Seelenhirt oder Geistliche die Ehe nicht schließen, bei Strafe auf Grund des Artikels 247 des Criminalcodex processirt zu werden, wenn ihm nicht ein beglaubigtes Document vorgezeigt würde, welches beweise, daß das Hinderniß entweder dispensirt oder für unstatthaft erklärt wurde.

Art. 59. Der competente Munizipalrichter, dem die Anzeige des Hindernisses, oder der Widerspruch gegen die Ehe mitgetheilt worden, sei es durch den Seelenhirten oder durch irgend eine Person, deren Interessen dadurch verletzt würden, soll auf Verlangen der betheiligten Partheien summarisch verfahren, indem er die Mittheilung zu Protocoll nehmen (autoar) läßt, dann den Parteien jeder 5 Tage peremptorischer Frist (improrogaveis) zur Einsicht läßt (dando vista), hierauf die Vertagung zur Beweisführung (dilaçâo probatoria) ebenfalls auf 5 Tage festsetzt, den Staatsanwalt vernimmt, und unverweilt sein Urtheil fällt.

Auch diese Urtheilssprüche, wie in den Fällen des Art. 25 gestatten Berufung an den betreffenden Rechtsrichter der Comarca, und es muß dieselbe mit ordentlicher Wirkung (effeitos regulares) angenommen werden.

Der Marquez de Olinda, Staatsrath, Senator des Reiches, Präsident des Ministerrathes und Minister-Staatssecretair des Innern habe es so verstanden und lasse es vollziehen.

Pallast von Rio de Janeiro, am 17. April 1863, dem 42. der Unabhängigkeit und des Reiches.

Mit der Unterschrift Seiner Majestät des Kaisers.

Marquez de Olinda.

Druck von Max Hahn in Mannheim.

Inhalt.

Rio Grande do Sul

oder

Neudeutschland

von

Dr. F. Epp.

Mannheim.
Verlag von Franz Bender.
1864.